Die Wechsel des Lebens.

Ein Roman
aus der Revolutionszeit.

Von

G. P. R. James.

In's Deutsche übertragen
von
Dr. Ernst Susemihl.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1853.

Die Wechsel des Lebens.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Wie ich dazu kam.

Ich reiste einst in Frankreich. Ich war ein junger Mann ohne Zweck — ohne Beschäftigung. Die Literatur war das Letzte, woran ich dachte. Ich glaube in der That, es wäre mir nie eingefallen, mich damit zu beschäftigen, hätte mich nicht ein Amerikaner, der mir damals fast fremd war, aber jetzt, nach einem Zeitraume von fünf und zwanzig Jahren, als Mensch sehr hoch in meiner Achtung steht und als Schriftsteller meine volle Bewunderung in Anspruch nimmt, durch einige Worte dazu aufgefordert. Er gab meinem Geiste den ersten Impuls nach einer bestimmten Richtung hin. Seine Ansicht wurde von einem Anderen bestätigt, der mir gleich theuer war, und den wir Beide auf gleiche Weise bewunderten; und in Folge

eines zufälligen Zusammentreffens in einer entfernten Stadt Frankreichs wurde ich, was ich bin und worauf ich stolz bin — ein Literat.

Einige Zeit nach diesem zufälligen Zusammentreffen reiste ich in einem anderen Departement, wie man es jetzt nennt, oder in einer anderen Provinz, wie man vor Zeiten sagte, als ich in einem Gasthofe oder Hotel in der berühmten Stadt Rennes, der Hauptstadt der Bretagne, einkehrte. Es ist eine stille, alte Stadt, welche aussieht, als hätten die Bewohner seit der Revolution einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit mit Schlafen hingebracht; aber dennoch giebt es eine große Menge angenehmer Leute darin, viele unterhaltende Gesellschaften, viel Eleganz und Grazie in ihren höheren Kreisen und eine zahlreiche Sammlung schöner Gesichter und Gestalten — für welches Alles ich pflichtschuldigst dankbar bin.

Die erste Ankunft in einer solchen Stadt kann indessen niemals besonders angenehm sein. Die Umstände, die mich dorthin führten und mich dort eine lange Zeit zurückhielten, könnten für das große Publikum von keinem Interesse sein, doch ich will gestehen, daß der erste Anblick der Stadt bei Tage, wenn gleich auffallend und in gewissem Grade schön — und es giebt wenige Städte, für die ich eine solche Vorliebe habe — in anderer Hinsicht düster und einförmig war; und ehe ich die wenigen Empfehlungsbriefe, die

ich mitbrachte, abgab, schlenderte ich mit nicht sehr angenehmen Gefühlen oder Erwartungen durch die Straßen.

Ich war schon früher durch diesen höchst interessanten Theil Frankreichs gekommen, wo Thaten des Heroismus genug geschehen, um das alte Rom wahrhaft groß zu machen — wo Helden mit einer Standhaftigkeit und ruhigen Tapferkeit gefochten, welche die Krieger des Alterthums beschämt und den Stoikern ein Erröthen abgenöthigt haben würde.

Es ist ein heiteres und schönes Land, ungeachtet der Verwüstung, die die grimmige Wuth der vielfachen Tyrannen des französischen Republikanismus dort angerichtet — ungeachtet der Niedermetzelung der Bewohner und des Vergießens des edelsten Blutes, welches Frankreich je hervorgebracht. Die tiefen Hohlwege zwischen den Feldern, die überhängenden Baumzweige, die Weinberge und Obstgärten, die stillen kleinen Dörfer, im Schatten des Gebüsches versteckt, die zahlreichen Pachthäuser und die großen und kleinen Schlösser, womit jene Gegend reichlich übersäet ist, hatte ungeachtet aller düsteren Erinnerungen der herrlichen Thaten und des heroischen Muthes, die den Tod zum Lohne empfangen, mehr einen heiteren und angenehmen, als einen traurigen Eindruck hervorgebracht. Frankreich mag sich seiner Eroberungen rühmen — der Erfolge, die es durch die wüthenden Ein=

fälle seiner barbarischen Horden in unzusammenhängende Länder erlangt — des Talent's seiner Heerführer — des Muthes seiner plündernden Truppen — des Triumphes, bitter abgebüßt durch vergessene Erniedrigung — aber sein wahrer Ruhm liegt in der Vendée.

Ich war durch dieses schöne Land gereist — durch dieses Land, theuer dem Herzen, das die Ehre mehr liebt, als den glücklichen Erfolg — und ich war bis an den äußersten Punkt der Grenze gekommen, wo eine große Stadt die Mittel besessen, und niemals angewendet, die aufopfernde Tapferkeit zum Siege zu führen.

Das Gefühl, womit ich dieselbe betrachtete, war vielleicht nicht das der Täuschung; aber eine gewisse Verstimmung bemächtigte sich meines Geistes, eine Empfindung der Einsamkeit und Verlassenheit, nicht gewöhnlich in französischen Städten, wo meistens jeder bereit scheint, die Rolle eines Bekannten, wenn nicht eines Freundes zu übernehmen.

Als ich in das Gasthaus trat, wo nach der Karte zu Mittag gespeist wurde, wählte ich mir von dem Speisezettel solche Gerichte, die mir als passend erschienen, und setzte mich dann in das öffentliche Gastzimmer, um die Zeitung zu lesen, bis das Essen würde aufgetragen werden.

Während ich so beschäftigt war, kamen zwei oder

drei Männer herein und gingen wieder hinaus; aber einer blieb zurück, sprach einige Worte mit dem Kellner, setzte sich auf einen Stuhl an der Seite des langen, hölzernen Tisches, der als sehr ungeschmückte Tafel diente, nahm eine von den Zeitungen und begann zu lesen.

Nach einiger Zeit sah ich ihn an und glaubte seine Züge zu erkennen. Ein zweiter Blick zeigte mir, daß ich ihn mehr als einmal in verschiedenen Städten Frankreichs gesehen hatte. Ich hatte sogar eine schwache Erinnerung, ihn in England in guter Gesellschaft getroffen zu haben. So war es auch, denn nach kurzer Zeit richtete sich das Auge des Fremden auf mich, und er erinnerte sich meiner sogleich. Unsere frühere Bekanntschaft hatte sich auf wenige Worte und auf eine Verleugnung beschränkt, wenn wir einander zufällig begegneten; hier aber saßen wir mit einander in einem öden Gasthause in einer düsteren Stadt in der Bretagne — gleichsam auf unsere beiderseitige Gesellschaft beschränkt — und es läßt sich leicht denken, daß wir bald bekannter wurden, obgleich mir mein Bekannter nicht ganz gefiel und ich ihn kaum verstand.

Er war gewiß ein Mann von gutem Aussehen, wenn gleich seine Erscheinung etwas Seltsames hatte. Er war groß, von sehr kräftiger Gestalt, wenn gleich ziemlich hager, von breiter Brust und Schultern,

schlanker Taille und langen und kräftigen Gliedern. Seine Nase war stark gebogen, seine Augen von dichten Augenbrauen überschattet und dunkel, glänzend und lebhaft. Er trug weder Backenbart, noch Schnurrbart, und ich bemerkte, daß seine Zähne weiß und nicht mangelhaft waren, obgleich er zu jener Zeit beträchtlich über funfzig Jahre alt sein mußte. Seine Kleidung wechselte nie, seitdem ich ihn gesehen, und bestand in einem schwarzen Rocke, Weste und Halstuch, braunen Beinkleidern und englischen Stulpstiefeln. Sein Hut glänzte immer wie ein Spiegel und seine Handschuhe paßten immer sehr gut und schienen an dem Tage neu zu sein. Ich fand, daß er englisch und französisch mit gleicher Fertigkeit sprach, und Niemand konnte mir sagen, welchem Lande er eigentlich angehöre. Franzosen, die ihn sprechen hörten, erklärten sogleich, er sei ein Franzose, und kein Fremder könne sich je den Accent so vollkommen aneignen. Engländer, und unter diesen ich, hielten sich überzeugt, daß er ein Engländer sei, indem sie ihn ebenfalls darnach beurtheilten; jetzt aber bin ich geneigt zu glauben, daß er ein russischer Spion war. Er erwähnte nie, auch nur zufällig, sein Vaterland, seinen Stand oder seine Gewohnheiten — mit Ausnahme eines Tages, wo er sich einen wandernden Geist nannte, der selten länger als drei Tage an demselben Orte bleibe. Er mußte indessen sehr gut in

Rennes bekannt sein, denn er wußte jeden Winkel der Stadt und kannte offenbar eine große Menge Leute dort, denn er grüßte viele und sprach mit mehreren; als ich aber später jene Personen fragte, wer er sei, konnte es mir Niemand sagen und die meisten schienen nicht gern davon zu sprechen.

Am ersten Abend speisten wir miteinander und theilten eine Flasche sehr guten Wein, den er mir wahrscheinlich aus der Erinnerung als den besten empfahl, den man in dem Hause haben könne. Wir sprachen von der Stadt, von jenem Theile Frankreichs und von der Vendée, und als er fand, daß ich mich für die Ueberbleibsel aus alten Zeiten interessire, erbot er sich, mich zu einigen bemerkenswerthen Orten in der Nähe der Stadt zu führen. Am folgenden Morgen fuhren wir in einem Wagen von dem Gasthofe ab — und hier muß ich seine gewissenhafte Pünktlichkeit erwähnen, genau seinen Antheil an allen Ausgaben zu zahlen. Er erbot sich niemals, mehr zu zahlen, wollte aber auch nie einwilligen, weniger beizutragen. Bei unserer Rückkehr unterredeten wir uns natürlich von Allem, was wir gesehen hatten. Wir sprachen von den Chouans und dem Kriege in der Vendée, so wie von allen den tapferen Thaten, die in jenen Tagen geschahen; dann kamen wir auf die Revolutionsgeschichte im Allgemeinen und die Feldzüge des Erzherzogs Karl und Suwarow's in der Lombar=

dei und in der Schweiz. Er theilte mir eine Anzahl interessanter Anekdoten von jenen Personen und besonders von Suwarow mit, den er, eine Jockeymütze auf dem Kopfe, eine Gerte in der Hand, einen Stiefel an dem einen Fuße und einen seidenen Strumpf an dem anderen einen Angriff habe anführen sehen.

„Das waren seltsame Zeiten," sagte er, „und viele von den größten und auffallendsten Ereignissen, die zu jener Zeit geschahen, sind jetzt beinahe vergessen, weil so viele wunderbare Handlungen in einem so kurzen Zeitraum zusammengedrängt wurden, daß fast kein Raum vorhanden war, sie zu sehen oder sie zu sammeln. Ich war zu der Zeit jenes schrecklichen Kampfes in der Schweiz etwa dreißig Jahre alt," fügte er hinzu, „und meine Erinnerung hinsichtlich dieses Gegenstandes ist durchaus vollständig; wenn ich aber mit anderen Personen und besonders mit Geschichtsforschern über diese Dinge rede, so wissen sie wenig oder Nichts davon."

„Sie müssen einige seltsame Abenteuer erlebt haben, sollte ich denken," antwortete ich.

„Ach nein," versetzte er, „mein Leben ist ein stilles und ruhiges gewesen; aber wenn Sie sich für jene Periode in der Geschichte interessiren, so besitze ich ein Manuscript, welches mir zufällig in die Hände gefallen und welches einige interessante Mittheilungen aus dem Leben eines jungen Mannes in jenen Tagen

enthält. Es ist viel unsinnige Sentimentalität darin, aber vielleicht wird es Sie unterhalten, und wenn Sie sich die Mühe geben wollen, es zu lesen, so will ich es Ihnen borgen."

Ich nahm dieses Anerbieten sehr gern an, aber die Unterhaltung lenkte sich bald auf andere Dinge und wir Beide vergaßen das Manuscript an jenem Abend.

Am folgenden Tage beim Frühstück kündigte er mir an, daß er im Begriff sei, um Mittag mit der Post abzufahren, um über Nantes und Bordeaux nach Madrid zu reisen. Ich fragte ihn lachend, wenn ich denn das Manuscript lesen solle?

„O! Sie sollen es haben — Sie sollen es haben!" antwortete er. „Ich denke, wir werden uns wiedersehen, und dann können Sie es mir zurückgeben."

Ehe er abreiste, brachte er es herunter. Es bestand in einer großen Rolle von ziemlich gelbem Papier. Indem ich dachte, es möchte ihm vielleicht schätzbar sein, und ohne den geringsten Gedanken zu hegen, in seine Angelegenheiten eindringen zu wollen, fragte ich, wohin ich es ihm senden könne, wenn wir uns nicht bald treffen sollten.

Er entgegnete mit eigenthümlichem Lächeln:

„Es liegt Nichts daran. Es liegt Nichts daran. Wenn ich Sie in dreizehn Jahren nicht wiedersehe,

können Sie damit thun, was Sie wollen, denn dann werde ich siebzig Jahre alt oder todt sein.“

Mehr als zwanzig Jahre sind jetzt vergangen und wir haben uns nicht wieder getroffen. Ich übergebe das Manuscript mit sehr geringen Veränderungen der Welt und hoffe, wenn der Verfasser der hier folgenden Selbstbiographie diese Blätter je zu Gesichte bekommen sollte, daß er sein Eigenthum zurückfordern und die Herausgabe desselben verzeihen werde. Ich will nur hinzufügen, daß ich damals, als ich das Manuscript erhielt, fest überzeugt war, daß mein guter Freund aus dem Gasthause es selber geschrieben. Als ich es aber sorgfältig prüfte und besonders, als ich es für den Druck verbesserte, bemerkte ich deutlich, daß das nicht der Fall sein könne, denn zwischen seinem und des Verfassers Alter mußte ein Unterschied von funfzehn oder sechzehn Jahren sein.

Zweites Kapitel.

Der erste Fisch.

Die meisten Menschen haben eine schwache und undeutliche Kenntniß, mit wem sie verwandt sind und von wem sie abstammen — dies ist das unschätzbare Geschenk, wofür die unglücklichsten oft am dankbarsten sind — unschätzbar nicht nur, weil es uns, wenn wir wollen, ein unsterbliches Jenseits noch unbekannter Freude und ungenossenen Ruhmes überträgt, sondern weil Niemand es je richtig geschätzt hat und wahrscheinlich auch nie schätzen kann und wird. Eltern sind gewöhnlich der Ansicht, daß ihre Kinder eine unabtragbare Schuld der Dankbarkeit gegen sie haben, weil sie sie überhaupt in die Welt gesetzt, zuweilen ohne die Pflichten und Rechte der Eltern vollkommen in Erwägung gezogen zu haben. Kinder

nehmen diese, so wie manche andere folgende Verpflichtung sehr leicht — die Sorge für die Kindheit, die Leitung der Jugend, die Liebe, die unerlöschlich ist, außer in sehr kalten und steinernen Herzen, und die unsere Kinder von ihrer Geburt bis zu unserem eigenen Sterbebette begleitet. Es läßt sich behaupten, daß alle diese Handlungen und Gefühle von Seiten der Eltern nur die Folge eines Naturgesetzes sind, daß der Mann oder das Weib gleich dem Adler oder der Taube genöthigt wird, seine Nachkommenschaft zu verpflegen, zu beschützen und zu vertheidigen. Wenn dem aber so ist, so muß das Gesetz der Liebe und des Gehorsams für das Kind eben so bindend sein in Beziehung auf die Eltern, und wer das eine vernachläßigt, empört sich eben so sehr gegen die Natur und gegen Gott, wie der, welcher das andere vernachläßigt.

Die meisten Menschen, wiederhole ich, haben eine schwache und undeutliche Kenntniß, von wem sie abstammen. Dies ist nicht ohne Ausnahme, und ich bin eine davon. Daß ich einen Vater hatte, habe ich immer als ausgemacht angenommen; daß ich eine Mutter hatte, ist gewiß. Wer aber mein Vater und meine Mutter waren, blieb viele Jahre lang eine sehr zweifelhafte Frage für mich. Indessen will ich ausführlich sagen, wie es sich damit verhielt, damit der Leser selber urtheilen möge.

Meine ersten deutlichen Erinnerungen von der Welt betreffen eine seltsame Umgebung. Der Leser stelle sich eine Stadt auf dem Gipfel eines hohen Hügels vor, gleich einem Adlerhorst, aber viel fester und solider gebaut. Die Straßen waren mit großen runden Steinen gepflastert und in der Mitte befand sich eine Rinne, die sich durch alle Querstraßen verzweigte. Die Häuser waren von behauenen Steinen erbaut, einige hoch, andere niedrig, einige breit, andere schmal, wie in den meisten anderen Städten, aber es befanden sich einige sehr schöne Kirchen in etwas strengem Stile an dem Orte, der zwei besondere Eigenthümlichkeiten zu besitzen schien. Theils weil der Ablauf des Wassers nach keiner Seite hin gehemmt ist, theils weil der Ort wegen seiner hohen Lage alle vorüberziehenden Wolken und jedes Ungewitter anzieht, ist es die reinlichste Stadt auf der Welt. Vergebens werfen die Köchinnen und alten Frauen die Köpfe der Hähne, die sie ihnen abgeschnitten, sowie die Schnäbel der Enten und Gänse hinaus — vergebens wird am Sonnabend jede Rinne des Orts mit dem Kehricht aus allen Häusern angefüllt — vergebens werden noch eine Menge anderer unziemlicher Streiche gespielt, um die Straßen zu verunreinigen und den Geruchsinn der vorübergehenden Fremden zu verletzen — vor dem Montag Morgen ist Alles wieder rein — außer in sehr trockenen Jahreszeiten, wo zuweilen ein Schutthaufen

vierzehn Tage liegen bleibt. Die Reinlichkeit ist eine besondere Eigenthümlichkeit des Ortes.

Ich kann nicht umhin, zu denken, daß der Schmutz etwas sehr Lustiges ist. Das lustigste Volk, welches ich je in meinem Leben gesehen, war das schmutzigste; aber vielleicht ist der Eindruck, den ich in dieser Hinsicht empfangen, meinem Aufenthalte in jener alten Stadt zuzuschreiben, wo die außerordentliche Reinlichkeit mit dem Trübsinne verwandt war. Selbst die heitere Sommersonne, wie sie, gleichsam auf ein Piedestal gestellt, in die offenen Straßen der Stadt hinunterblickte, sah düster und sogar traurig aus. Das klare Licht des Sommertages hatte eine kühle, ruhige, vornehme Schwermuth an sich, die nicht dazu diente, aufzuregen oder zu beleben. Wenn man die Straße hinaufsah und einen einzelnen Mann beobachtete, so wurde derselbe so undeutlich in dem gelben Sonnenscheine, daß man nicht sagen konnte, ob er eine Pike, eine Heugabel oder ein Kreuz in der Hand halte — ob er einen dreieckigen oder einen runden Hut oder eine Freiheitsmütze auf dem Kopfe trage. Wenn man die Straße hinuntersah, nach dem Thale zu, konnte man kaum unterscheiden, ob der einzelne Wagen dort von vier Pferden, von vier Maulthieren oder vier Ratten ohne Schwänze gezogen wurde. Kein anderes Wesen sah man. Keine Köpfe streckten sich aus den Fenstern — keine müßigen Figuren zeigten sich in den

Thüren. Die Neugierde schien erstorben an dem Orte, so wie alles Andere, und obgleich das Rasseln eines Wagens — besonders von unten kommend, wo sich ein Posthaus befand — sehr selten war, schien es doch in den Bewohnern durchaus kein Interesse zu erwecken — wenigstens nicht mehr, als indem man die Augen von den Kalbs- oder Schaffüßen erhob, die man zum Mittagessen bereitete, um einen Augenblick nach dem vorüberfahrenden Wagen zu sehen. Wenn ein Erdbeben die Straße herauf- und hinuntergerollt wäre, hätte es nicht weniger Aufregung hervorbringen können — und würde wahrscheinlich auch nicht mehr veranlaßt haben. Der Wagen fuhr in Frieden und Sonnenschein seinen Weg weiter und die Köchin oder die gute Hausfrau wendete ihre Aufmerksamkeit wieder ihren Gerichten zu.

Aber ich muß noch ein wenig mehr von der Stadt sagen, ehe ich weitergehe; denn sie ist ein Gegenstand des Interesses und der Erinnerung für mich. Von dem Hügel, auf dem sie stand, und von den alten Mauern, wovon sie auf allen Seiten umgeben war, übersah man eine sehr schöne Landschaft, so wie einen Fluß, der sich um die Grundfläche des großen Felsens dahinzog, auf welchem man stand. Es war ein hoher Punkt, von wo man die ganze wellenförmige Gegend auf die Entfernung eines Kanonenschusses übersah. Auf den Wällen aber waren keine Ka-

nonen, und die verschiedenen Thore mit ihren alten, steinernen Bogen schienen zu keinem anderen Zwecke erbaut zu sein, als um die Morgen- und Abendsonne hereinscheinen und die Landleute Lebensmittel und Getränke zur Versorgung des Ortes hereinbringen zu lassen. Sie gewährten auch einen Zufluchtsort für gewisse alte Herren, die sich damit beschäftigten, die Waaren aller reisenden Kaufleute zu untersuchen, die guten Frauen ihre Körbe öffnen zu lassen und mit langen Eisen gleich Spießen in die Ladungen Heu und Stroh hineinzufahren, um sich zu versichern, daß kein Wein oder Branntwein darin verborgen sei. Für diese Dienste verlangten sie einen unbedeutenden Zoll oder Steuer für die Lebensmittel, die man in die Stadt brachte. Sie waren indessen nicht sehr zudringliche Leute und zeigten sich selten anders, als zu Anfang der Markttage und zogen sich immer gleich wieder in ihre kleinen Höhlen an den Seiten der Thore zurück, sobald ihre Funktionen verrichtet waren.

Die große Kirche stand an der einen Seite des kleinen Marktplatzes frei und offen genug da; stets sehr reinlich gleich der übrigen Stadt, aber immer außerordentlich kühl aussehend — denn dort erschien, wie ich schon bemerkt, selbst die Sommersonne kühl, und man fühlte kaum den Unterschied zwischen dem Junius und December, wenn das Wetter heiter war.

Ich weiß nicht, warum jener Platz niemals

lieblich und heiter war, denn er schien alles Erforderliche zu besitzen, und ich habe ihn an festlichen Tagen mit Allem ausgeschmückt gesehen, was dazu beitragen konnte. Am Sonntage strömte eine große Menge von den guten Bewohnern der Stadt in ihren prunkendsten Anzügen beständig in die Kirche und wieder zurück. An festlichen Tagen sah man Blumenguirlanden, Fahnen, reiche Gewänder und schön geschmückte Altäre unter Lauben von grünen Blättern, und es erschien eine kleine Abtheilung Soldaten in glänzenden Uniformen mit schimmernden Musketen und aufgeschlagenen Hüten, um Platz zu machen, wenn eine Procession vorüberkam. Aber dennoch sah der Platz niemals heiter aus. Alle diese Gegenstände wurden in jenem klaren, kühlen Lichte gesehen, so daß sie frostig aussahen.

Eine Ursache der allgemeinen Düsterkeit der Stadt und der Eindruck des Unbewohntseins, den dieselbe machte, kam vielleicht daher, weil keine Kaufläden an dem Platze waren. Dies erscheint vielleicht als ein außerordentlicher Umstand — aber es war so. Es waren keine eigentlichen Kaufläden mit guten, weiten, offenen Vorderfenstern da, durch die man die Waaren sehen konnte. Wenn man freilich die Hauptstraße dahin ging, die durch einen großen, massiven weißen steinernen Bogen auf das Land hinausführte, sah man hie und da im Fenster einer Privatwohnung, die man

nur erreichen konnte, indem man von der Straße aus einige Stufen erstieg, einen Schinken oder eine Schnur Würste oder andere eßbare Gegenstände. Weiterhin sah man ein kleines messingnes Becken an einen Thürpfosten angenagelt und wieder vor einem andern Fenster eine Damenhaube oder einige Bänder. Wenn man irgend eines jener Artikel bedurfte, mußte man die Stufen hinaufklettern, die Hausthür und die Stubenthür öffnen, ehe man zu der Person gelangen konnte, bei welcher man dieselben zu finden erwartete. Wenn man eintrat, fand man einen ziemlichen Vorrath verschiedener Artikel in einem zierlichen kleinen Zimmer, freilich ein wenig düster und schattig, aber durchaus keinem Laden ähnlich. In einer solchen Zelle war man nicht im Stande, die Farbe und Qualität dessen, was man kaufte, genau zu beurtheilen; aber ich muß den guten Leuten die Gerechtigkeit anthun, zu sagen, daß sie niemals diese Dunkelheit benutzten, um ihre Freunde und Kunden zu betrügen, daß Alles, was sie verkauften, im Allgemeinen gut und von der Beschaffenheit war, wofür sie es ausgaben — und das ist mehr, als man in gegenwärtiger Zeit von den meisten Waaren sagen kann. Die Unregelmäßigkeit der Straßen mochte auch einigen Antheil an dieser Düsterkeit haben, denn sie drehten und wendeten sich auf verschiedene Weise hin und her, und die Häuser, die nach dem Geschmack und Willen des

Besitzers ohne Rücksicht auf Regelmäßigkeit erbaut waren, indem einige sechs oder sieben Schritte über die Linie vortraten, einige hoch und andere niedrig waren, hatten eine widerwärtige Gewohnheit, lange blaue Schatten zu werfen, wohin die Sonne schien, indem die harten geraden Linien von keiner Staubwolke unterbrochen waren.

Ich habe nur eine andere Stadt gesehen, die dieser einigermaßen glich, und das ist die Stadt Angouleme. Vielleicht war es Angouleme — obgleich ich dessen nicht ganz gewiß bin, denn es ist sehr lange her, seitdem ich dort war; und Ereignisse und Umstände von sehr gemischter Beschaffenheit haben eine Linie nach der andern über die Tafel des Gedächtnisses gezogen, bis die in früheren Jahren dort eingegrabenen Schriftzüge nur hie und da matt hervortreten.

Diese Stadt ist meine erste deutliche Erinnerung, aber indem ich so weit zurückblicke, wie mein Geist mich in die Vergangenheit zurückzuversetzen vermag, erscheinen noch andere Dinge. Zuerst kommt eine Wolke — eine liebliche sommerliche Wolke, nicht ganz gestaltlos, doch sehr matt und sanft in den Umrissen und seltsam wechselnd, indem ich sie ansehe. Bald nimmt sie die Gestalt einer schönen Dame an mit zwei oder drei lieblichen Kindern, die um sie her spielen. Ich bin unter ihnen; ob ich aber einer von

ihnen bin oder nicht, kann ich nicht sagen. Dann verwandelt sie sich in einen großen noch jugendlich aussehenden Mann, der einen Degen an der Seite und ein Degengehänge über seine rechte Schulter hat. Starke lederne Handschuhe muß er getragen haben, denn ich erinnere mich noch sehr wohl, wie hart sie mir vorkamen, wenn ich sie mit meinen kleinen Fingern berührte. Ich sehe noch jetzt seine großen Reiterstiefel. Dies ist der deutlichste Theil von der Wolke. Aber die Massen rollen darüber weg — und was erscheint zunächst? Ein französisches Ritterschloß mit vielen kleinen Thürmen, einige viereckig, andere rund, einige mit kegelförmigen Dächern, einige mit hohen Giebeln und am Ende befindet sich ein kleines Gebäude, von den übrigen abgesondert. Es hat einen kleinen Thurm, gleich dem einer Kirche, und eine Glocke darin. Wahrscheinlich war dies die Schloßkapelle, und dort vor dem Hause spielt ein Springbrunnen in der Morgensonne, von lieblichen Blumenbeeten umgeben, die verschiedene seltsame Gestalten bilden. Aber Alles ist eine Wolke, die niemals fest steht und nie besonders deutlich zu sehen ist.

Die früheste deutliche und bestimmte Erinnerung, die ich habe, ist, mich in der erwähnten Stadt in dem Hause eines Geistlichen des Orts — eines so vortrefflichen und guten Mannes, wie nur je einer lebte — befunden zu haben. Aber das ist eine al=

gemeine Erinnerung, und die klarste und faßbarste der besondern Erinnerungen aus meinen Knabenjahren ist die, an einem großen Teiche oder kleinen See gesessen zu haben, der von dem Strome, der um den Hügel floß, gebildet wurde, und mit einer guten starken Angelruthe und einer sehr dicken Schnur und einem großen Haken mit irgend einem Köder, den ich in der verzweifelten Hoffnung ins Wasser warf, einen riesenhaften Hecht zu fangen, von dem man sagte, daß er jenes Wasser besuche. Meine Schnur lag eine lange Zeit im Wasser, ohne daß sich der kleine daran befestigte Kork im geringsten bewegte. Die Zeit wurde mir ein wenig lang, und ich begann schon das Fischen für einen schlechten Zeitvertreib zu halten. Ich legte meine Ruthe am Ufer nieder, sammelte einen Haufen Steine und warf dieselben, so weit ich konnte, auf die Mitte des Wassers zu. Dies geschah nicht blos zum müßigen Zeitvertreibe; denn ich glaube, ich hatte die undeutliche Absicht, den Fisch näher ans Ufer zu treiben. Das Wetter war bisher schön gewesen. Ein helles, sanftes, schläfriges Licht hatte auf der Fläche des Wassers geruht; aber es war jetzt beinahe vier Uhr und das Wetter begann sich zu verändern. Zuerst kam ein Schatten, dann ein Wind, welcher kleine Wellen erregte, und dann große schwere Regentropfen. Ich lief etwa zwanzig Schritte zurück und trat unter einen kleinen Felsvor=

sprung, der mir einigen Schutz gewährte, denn schon in meiner frühen Jugend schien ich die Ansicht zu haben, daß ich nicht naß werden dürfe; und dort von meiner kleinen Höhle blickte ich auf den Sturm hinaus, wie er über den See dahinfuhr. Dieses Schauspiel erschien mir sehr schön, und ich denke, es würde mir jetzt noch schöner vorkommen, denn durch die dichten Tropfen konnte ich hie und da den blauen Himmel gleich einem liebenden Auge scheinen sehen, welches die Erde überwacht, und nach Westen zu zeigte sich ein goldener Schimmer, der mir sagte, daß der Sturm nicht lange währen würde.

Ich weiß nicht, was mich veranlaßte, nach meiner Angelruthe zu sehen, als ich es aber nach Verlauf einer Viertelstunde that, war der Kork gänzlich verschwunden und die Ruthe selber, obgleich nach meinen Begriffen schwer genug, schien plötzlich lebendig geworden zu sein und in das Wasser wandern zu wollen. Mit einem Sprunge hatte ich sie erhascht, gerade als sie über den Rand des Ufers entwischen wollte; aber sie wäre mir beinahe wieder aus der Hand gerissen worden, ehe ich sie gefaßt hatte. Mit triumphirender Freude bemerkte ich, daß ein Fisch, und zwar ein großer, angebissen haben müsse. Ich hatte kleine Fische genug gefangen, doch wußte ich nicht, was ich mit einem großen Fische anfangen sollte, da er jetzt angebissen hatte. Die einzige Kunst, die ich

besaß, war, ihn ans Land zu ziehen, und vielleicht war dies das Beste, was ich thun konnte; denn wäre meine und des Fisches vereinte Kraft stärker gewesen, als die Schnur, so hätte diese zerreißen müssen. So aber war der Fisch ein wenig erschöpft von seinen ersten Anstrengungen und er ließ sich sehr ruhig bis auf wenige Schritte von mir ans Ufer ziehen. Glücklicherweise brachte ich die Schnur, die um das Ende der Ruthe geschlungen war, bis zu meiner Hand herunter, doch hatte ich noch zwanzig oder dreißig Ellen Schnur, um einen Stock gewickelt, im Bereiche meiner Hände liegen. Glücklicherweise, sage ich, denn gerade als ich meinen Gefangenen näher heranzog und seine Größe bemerken konnte, schien es mir, als nehme er seinen Schwanz in den Mund und dann schoß er schnell wie der Blitz davon. Die Spitze der Ruthe brach sogleich ab und die Schnur lief mir wie ein Messer durch die Hände. Ich hielt indessen den Stock fest, um den die Schnur gewickelt war, und hemmte so die rasche Flucht meines Feindes. Er zerrte einigemal an der Schnur, dann ließ er sich aber wieder von mir ans Land ziehen und wir hatten einen verzweifelten Kampf, als er bemerkte, daß er sich wieder dem Ufer näherte. Als ich bemerkte, daß ich ihm nicht gewachsen war, gab ich ihm mehr Spielraum; dann zog ich ihn mit klopfendem Herzen näher ans Ufer und bemerkte mit großer Freude, daß sein Wi=

derstand abnahm. Es war die Arbeit von beinahe einer Stunde, ehe ich ihn dicht ans Ufer brachte und dann ging er mir noch zweimal durch und einmal hätte er mich beinahe ins Wasser gerissen, als ich niederkniete, um ihn ans Ufer zu heben. Endlich aber brachte ich ihn sicher ans Land, und man denke sich meine Freude, als ich eine Forelle erblickte, die wenigstens fünf Pfund wog und die meine Einbildungskraft wenigstens zu zehn oder funfzehn vergrößerte.

Er hatte den Haken ganz in den Schlund hinuntergeschluckt, und dies war ohne Zweifel das Geheimniß meines glücklichen Erfolges, denn hätte er ihn im Munde gehabt, so hätte ich ihm den Kinnbacken abreißen müssen. Ich machte nicht den Versuch, den Haken herauszuziehen, sondern sammelte die Ueberbleibsel meiner Angelruthe, während er heftig schlagend auf dem Grase lag, hob ihn dann an dem Haken in die Höhe und trug ihn triumphirend auf die Stadt zu. Ich wollte indessen nicht durch das gewöhnliche Thor gehen, denn ich fürchtete wahrscheinlich, man würde mir eine Steuer für meinen Fisch abverlangen; da aber das Haus, wo ich wohnte, dicht an der Mauer stand und einen kleinen Garten in einem der alten Thürme hatte, durch den eine Thür und eine steinerne Treppe führte, so eilte ich dorthin, fand meinen Weg durch die Hinterthür und wagte zu thun, was ich nie vorher gethan, nämlich ich eilte

ungerufen in das Zimmer des guten Pater Bonneville zu einer Stunde, wo ich wußte, daß er immer mit Studiren beschäftigt war. Zum Glück war es Donnerstag — ich wußte, daß kein Fisch im Hause war, und daß unser Mittagessen für den folgenden Tag in Kürbissuppe und Salat bestehen sollte. Dies konnte wohl meine Anmaßung entschuldigen.

Nie in meinem Leben sah ich einen Menschen erfreuter, als den guten Pater Bonneville, obgleich er schnell ein Buch, worin er gelesen, als ich eintrat — ich glaube es war das alte Testament — auf die Seite legte, als wäre Etwas darin, was er meinen Blicken zu entziehen wünschte. Er bewunderte die Forelle außerordentlich, sah sie von der einen und dann von der andern Seite an, erklärte, es sei die schönste Forelle, die er je gesehen, streichelte mir den Kopf und fragte mich, ob ich sie wirklich ganz allein gefangen habe.

Ich versicherte ihm, ich hätte durchaus keine Hilfe dabei gehabt, und fügte dann schlau hinzu:

„Sie wissen, es ist morgen Freitag, Herr Pater."

„Ach, mein Sohn, mein Sohn," versetzte er mit reuevollem Kopfschütteln, aber mit einem Lächeln auf seinen Lippen, „wir dürfen nicht so viel daran denken, unsere Mahlzeiten zu verbessern, besonders an Fasttagen; aber es ist dennoch ein sehr schöner Fisch, und wir wollen ihn morgen zum Mittagessen haben."

Ich habe lange bei diesem kleinen Ereignisse verweilt, denn es war zu jener Zeit ein sehr wichtiges in meinen Augen und nicht ganz ohne Einfluß auf mein Leben. Aber ich will hier nur bemerken, daß Pater Bonneville von dem Augenblick an mehr Neigung zu mir zeigte, als er je vorher gethan. Früher hatte er sich damit begnügt, mir meine täglichen Lektionen zu geben, bei den Mahlzeiten einige freundliche Worte mit mir zu sprechen und mich für die übrige Zeit des Tages seiner guten alten Haushälterin zu übergeben. Jetzt aber schien ich zu etwas Besserem fähig zu sein. Pater Bonneville liebte, wie die meisten Priester, die Fische sehr, und jeden Dienstag und Donnerstag war ich an den Ufern des Sees oder Flusses, und da ich große Ausdauer hatte und bald Geschicklichkeit erlangte, so war Pater Bonneville am Mittwoch oder Freitag selten ohne Fische, so daß das Fasten beinahe zur Posse wurde — außer in den eigentlichen Fasten, wo er uns strenge hielt.

Drittes Kapitel.

Eines Priesters Haushalt.

Ich muß die Bilder des frühen Theils meines Lebens abgerissen und gleich Phantasmagorien wiedergeben, wie sie dem Auge des Gedächtnisses erscheinen. Aber dennoch will ich, so weit es möglich ist, die fehlenden Verbindungsglieder durch jene Kraft ausüben, welche für das Gedächtniß, was der zweite Regenbogen, den wir zuweilen sehen, für den ersten ist — nämlich der Reflex eines Reflexes — ich bin nicht ganz gewiß, ob es philosophisch ist — aber es ist eine Figur, und zwar eine hübsche und so mag sie stehen bleiben. Die Kraft, von der ich rede, wird gewöhnlich Erinnerung genannt — ein Schatten des Gedächtnisses, der über das Gebirge hinwegragt und noch undeutlich gesehen wird, nachdem das Urbild be=

reits hinter der steilen Höhe niedergesunken ist — aber der Himmel stehe mir bei — ich verwickle mich schon wieder in Figuren.

Das Fangen eines Fisches war meine erste große Heldenthat im Leben, und ich konnte deutlich sehen, daß Pater Bonneville dabei verweilte und darüber nachdachte, wie es in seinem Charakter lag, denn er war ein sehr bedächtiger und gedankenvoller Mann, keineswegs ohne Beobachtungsgabe und die beständige Gewohnheit, Vernunftschlüsse zu machen, die ihn zuweilen ein wenig irre leiteten. Ich mußte ihm die ganze Geschichte von dem Fischfange erzählen, und wie ich es angefangen. Man kann sich leicht denken, daß ich keine geringe Abschweifungen machte, theils wegen des Interesses, welches mir der Gegenstand gewährte, theils wegen der Schwierigkeit für jedes Kind, seine Gedanken in kurze Sprache zu kleiden. Ich fand später, daß er seine eigenen Schlüsse aus Voraussetzungen gezogen, die ich ihm geliefert, und es macht mich glücklich, zu sagen, daß dieselben durchaus günstig für mich waren. Daraus, daß ich die Ruthe ergriffen, ehe sie ins Wasser gezogen worden, schloß er, wie ich erfuhr, daß ich große Schnelligkeit und Geistesgegenwart besitze. Aus dem Umstande, daß ich die Schnur durch meine Hände hatte schlüpfen lassen, ehe ich versucht, die Ruthe anzuziehen, folgerte er, daß große Vorsicht und Besonnenheit in

meiner Anlage sei, und die Mühe, die ich mir gegeben, und die Anstrengung, die ich angewendet, ohne nachzulassen oder unbesonnen oder ärgerlich zu werden, brachte zu der Ansicht, daß ich sehr beharrlich, unerschrocken und entschlossen sei. Mit einem Wort, er sah mich jetzt als ein Wesen an, welches mehr Fürsorge und Kultur verdiene, als er vorher gedacht; daß ich nicht ein Kind sei, welches man nur in den Anfangsgründen der Wissenschaft unterrichten dürfe, sondern daß unter der grünen Frische meiner Jugend ein Boden verborgen liege, der sich mit großem Vortheil kultiviren lasse.

Aber wir wollen eine leichte Skizze von dem guten Vater entwerfen, wie er dasaß, seinen Kopf mit einer kleinen, anschließenden, schwarzen Mütze bedeckt, so daß er aussah wie die Hälfte einer schwarzen Melone. Die Kleidung war unbedeutend und aus der Mode. Der einfache, lange Rock, das Skapulier, das Kreuz und der große dreieckige Hut hatten in der That nicht viel Empfehlenswerthes für dieses Mitglied seines Standes. Es war nichts Zierliches an seiner Kleidung — kein überflüssiger Schmuck. Alles anmaßende Wesen war unterdrückt, und so weit ich mich erinnern kann, schien er immer zu bedenken, daß ein Priester auf der Kanzel oder im Beichtstuhle all sein Ansehen aus einer höheren Quelle entlehne, die ihm als einzelner Person keins übertrage. Das Gegen=

theil dieses Gefühls ist die schreiende Sünde der Priesterschaft jedes Glaubens, den ich kenne, und besonders seines eigenen. Die meisten Menschen würden mit Ehrerbietung auf die Ausleger des Willens Gottes horchen, wenn sie ihre Kanzel nicht mit in das Gesellschaftszimmer oder das Wohnzimmer mitnehmen wollten. Es ist in der That sehr weise, einen Unterschied zwischen dem Geistlichen und dem Menschen zu machen, und noch weiser, einen Unterschied zwischen den Funktionen des Geistlichen und des Menschen zu machen; denn wo die beiden — entweder vermöge der Einfalt des Volks oder vermöge der Arroganz des Priesters — verschmolzen werden, wird man neunmal unter zehn finden, daß die Schwächen des Menschen (ohne von den Lastern und Verbrechen zu reden) über die Eigenschaften des Lehrers die Oberhand haben. Unter einer Nation freilich, die als Nation keine Autorität, als sich selber, in bürgerlichen, politischen oder religiösen Gegenständen anerkennt — wo es jedem Menschen frei steht, in seinem Garten seinen Gott aufzustellen und ihn nach der Art zu verehren, wie es ihm gefällt — ist diese Unterscheidung nicht so nothwendig; denn da jeder Geistliche von der Gemeinde, die er zu belehren hat, gewählt wird, so muß er schon vorher ziemlich genau wissen, welches Futter ihrem Gaumen am angemessensten ist, während die Gemeinde, die ihren Mann mit weit offenen Au-

gen gewählt hat, sich selbst entweder für einfältig erklären oder ihn als eins der hellsten Lichter des Jahrhunderts ausschreien muß. Wenn nicht, warum wählten sie ihn denn, um sie zu erleuchten? Sie interessirten sich ebenso sehr für seinen persönlichen, wie für seinen öffentlichen Charakter — denn es ist sehr unangenehm für einen Aeltesten der Gemeinde, wenn er nicht einen persönlichen Streit mit seinem theuren Freunde dem Geistlichen hat, seine Hand aufs Herz legen und sagen zu müssen: „Ich habe mich schwer geirrt!" Und manches kleine und manches große Vergehen von Seiten des Pastors wird übersehen und beschönigt von der liebenden Gemeinde, die sich selbst in dem Geistlichen verehrt, den sie gewählt. Von aller Abgötterei in der Welt muß in den Augen eines reinen Wesens die Selbstverehrung die ärgste sein.

Ich bin von meinem Gegenstande abgewichen, aber mit einem kühnen Sprunge sind wir wieder zurück. Da sitzt er auf seinem Lehnsessel, seine kleine schwarze Mütze auf dem Kopfe, um das Werk der Zeit mehr als die Verwüstungen des Rasirmessers zu bedecken, mit den glatten, seidenartigen Locken, jetzt fast schneeweiß, die unter derselben hervorfallen, und den dunklen Kleidern, welche die ganze Gestalt einhüllen, und die er nur ablegt, wenn er sich zur Ruhe begiebt. Doch welch eine ruhige und stille Würde liegt in jener Gestalt und in dem milden und wohl-

wollenden Gesichte. Wo sind die Sorgen und der Kummer des Lebens? Was haben in diesem Falle ängstliches Nachdenken und die wohl erfüllten Pflichten eines mühsamen Berufes gethan? Wo sind die Qualen, die Krankheiten, die körperlichen Leiden, die unruhige Schwäche des Greisenalters? Sie finden sich hier nicht. Er ruht so bequem und graziös wie ein Kind in seinem Sessel. O! der Balsam, der gesegnete Balsam eines reinen, erhabenen und heiligen Herzens, der beständig den Geist erhellt und erfrischt mit dem aromatischen Dufte des Lebensbaumes!

Pater Bonneville hatte ein stilles und friedliches Leben geführt — ich weiß wenig von seiner Geschichte — ich hörte sie nie ausführlich erzählen — aber der Theil, von dem ich rede, stand auf seinem Gesichte geschrieben. Pater Bonneville hatte ein ruhiges und friedliches Leben geführt — davon bin ich fest überzeugt, sonst hätte er nicht der ruhige, glückliche, wohlwollende Greis von drei und sechzig Jahren werden können. Auf seinem Gesichte sah man kaum sein Alter, denn es war so glatt, wie das eines Knaben; aber jenes weiße Haar und die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit eine Brille anzuwenden, verriethen, daß er nicht ganz so jung mehr war, wie er früher gewesen. Seine Zähne waren gleichmäßig und weiß; aber der alte Mann pflegte zu sagen, obgleich er hoffe, daß seine Zunge die Wahrheit rede, so sei doch sein

Mund ein listiger Heuchler, denn er stelle seine besten Gründe voran und halte die werthlosen und unnützen zurück; mit anderen Worten, die Vorderzähne wären freilich noch gut genug, aber jene schwer arbeitenden Sklaven des Magens, die Backenzähne, wären dahin — und dies war ohne Zweifel ein Grund, weshalb er die Fische so sehr liebte. Der Himmel segne die schuppigen Kerle! sie sind selten aber nie zäh, und das Schlimmste, was man von ihnen zu fürchten hat, ist eine Gräte oder Unverdaulichkeit, obgleich ich denke, daß es hart ist, aus einem frischen Strome gezogen und auf einen Bratrost gelegt zu werden.

Pater Bonneville war ein sehr gelehrter und guter Mann. Er hatte viel gelesen, denn er hatte viel Zeit. Er hatte viele Sprachen und Wissenschaften studirt und über das nachgedacht, was er studirt. Dies Alles entdeckte ich später; denn zu der Zeit, wovon ich rede, war der Vorrath von Gelehrsamkeit, der zu meiner geistigen Nahrung nöthig war, nur gering, obgleich er mich regelmäßig jeden Tag unterrichtete. Seine Lektionen wurden auf sehr verschiedene Art von allen anderen Lektionen gegeben, die ich je empfangen oder wovon ich gehört. Er setzte sich nieder, öffnete ein Buch und begann mit mir von einem anscheinend gleichgültigen Gegenstande zu reden; aber ehe fünf Minuten vergangen waren, wußte er immer die Unterredung auf Etwas zu lenken, was in dem Buche

stand oder was darin erklärt oder erläutert wurde. Dann lasen wir einige Sätze, hielten dann inne und besprachen uns zuweilen über die Sprache, über die Feinheiten des Stils oder der Sprachlehre, oder wir verweilten bei den darin ausgesprochenen Gedanken oder den dort mitgetheilten Thatsachen. Es ist wunderbar, wie sich durch diese Methode Alles meinem Geiste einprägte. Alles, was ich las, schien mir von einer Art künstlichen Gedächtnisses umgeben zu sein, denn jedes Wort stand mit jenen Unterredungen in Verbindung, und das Eine diente immer dazu, das Andere ins Gedächtniß zurückzurufen. Es kostete freilich ein wenig mehr Zeit. Ich las eine Seite im Cäsar, während ein anderer Knabe vielleicht zwei las; aber ich behielt und verstand, was ich las, und vielleicht der Andere nicht; und ich glaube ich machte am Ende eben so rasche Fortschritte.

Wo ich den ersten Unterricht erhielt, weiß ich nicht, denn ich erinnere mich nicht der Zeit, wo ich nicht lesen oder schreiben, mit ziemlicher Richtigkeit addiren oder Helme, Schwerter, Streitärte, sehr häßliche Gesichter und Männer mit ungeheuren Zöpfen auf das erste Blatt eines Buchstabenbuchs zeichnen konnte. Ich habe eine dunkle Erinnerung, daß ich sehr krank war, als ich in das Haus des Pater Bonneville kam, und jene Krankheit ist wahrscheinlich der Grund, daß alle früheren Ereignisse mit einem leich-

ten Schleier bedeckt sind, der die Figuren nicht gänzlich verbirgt, sie aber verwirrt und undeutlich macht.

Nachdem ich so viel von meinem gütigen Freunde und Lehrer gesagt habe, muß ich auch von der einzigen anderen Person reden, die sich im Hause befand. Dies war die Haushälterin des guten Priesters, die vier oder fünf Jahre älter sein mochte, als er, aber ein so thätiges und geschäftiges kleines Wesen, wie ich nur je eins gesehen habe, welches Alles that und noch mehr zu thun versuchte. Wegen welcher Eigenschaften Pater Bonneville sie ursprünglich gewählt, um seine Haushaltung zu führen, weiß ich nicht; aber es war gewiß nicht wegen ihrer Schönheit geschehen — vielleicht aber wegen ihrer Zurückhaltung. Die Natur schien die Absicht gehabt zu haben, sie in eine Kugelform zu gießen, denn ihr Kopf war rund wie eine Kugel, mit zwei Augen versehen gleich Schlehbeeren und nicht viel größer, aber vermöge eines Einfalles der Natur war die Nase beträchtlich vorragend. Es schien mir immer, als hätten ihre Eltern oder Wärterinnen die Gewohnheit gehabt, sie daran wie an einer Handhabe in die Höhe zu heben, und gewiß hatte sie im späteren Leben an Größe nicht abgenommen. Sie war ein kleines Weib für eine solche Last, aber stark, wohlgebildet und weder hager noch fett. Ihre vortreffliche Gesundheit und ihren Lebensmuth schrieb sie dem Umstande zu, daß sie niemals Cider

getrunken, obgleich sie in den Ciderprovinzen gelebt hatte.

„Nein, nein," sagte sie, „ich wußte es besser, denn wenn der Cider theuer ist für drei Sous, so ist der Wein billig um zehn. Aber ich trinke von beiden nicht viel, wie der Himmel weiß und Pater Bonneville; aber wenn es nicht Wasser ist, soll es Wein sein."

Ich muß den Leser besonders auf ihre eigenthümliche Weise aufmerksam machen, den Himmel und Pater Bonneville zusammen zu bringen; denn es war sehr charakteristisch für ihren Geist, und sie that es bei allen Gelegenheiten. Die beiden Ideen schienen in ihrem Geiste so eng mit einander verbunden zu sein, daß sie nie getrennt werden konnten. Sie war ein so gutes Geschöpf, wie nur je eins lebte, und verehrte alles Gute; und es ist wahrscheinlich, daß, indem sie in ihrer Demuth den Himmel und Pater Bonneville zusammenbrachte und sie in der That weit über sich stellte, diese beiden Gegenstände in der Ferne mit einander verwechselt wurden.

Sie war in der That ein sehr gutes Geschöpf, wie ich bereits gesagt, und o! wie pflegte ich sie zu quälen! Sie ertrug es mit wunderbarer Geduld und Gutmüthigkeit, zuweilen lachte sie mit mir, zuweilen lachte sie über mich, zuweilen stellte sie sich sehr zornig, aber dennoch besserte sie immer meine

Kleider aus, brachte mein kleines Zimmer in Ordnung, gab mir alle Leckerbissen, die sie nur habhaft werden konnte und erwies mir alle Freundlichkeit und Zärtlichkeit einer Mutter. Ich fürchte indessen, daß sich zu jener Zeit ein ernstlicherer Sturm, als gewöhnlich, vorbereitete; denn ich fuhr nicht nur fort, die arme Jeanette mit meinen knabenhaften Scherzen zu plagen, sondern ich vermehrte auch ihre Arbeiten sehr, indem ich Angelhaken, Schnüre und zerbrochene Angelruthen — an einigen von den Angelhaken steckten sogar noch Würmer — in ihrer Küche, Speisekammer oder an den geheiligten Orten ihres eigenen Gebiets liegen ließ. Aber gerade zu jener Zeit kam der erwähnte Fang der Forelle, und dadurch wurden sogleich alle Klagen beseitigt. Damit will ich nicht sagen, daß das gute Weib selber eine besondere Leidenschaft für Fische hatte, denn sie würde Pater Bonneville und mir um die Welt nicht einen Bissen davon geraubt haben, aber von dem Augenblicke an, als sie gewahr wurde, daß die Angelhaken irgend einen Nutzen hätten — daß sie zu einem anderen Zwecke bestimmt wären, als ihr die Hände damit zu verwunden oder ihren Tisch zu zerkratzen. Kurz, ich sorgte für Etwas, was den Geschmack des guten Paters befriedigen konnte, und das war in den Augen seiner würdigen Haushälterin eine völlig genügende Entschuldigung für alle Vergehungen.

Mit diesen Beiden, wie ich sie geschildert habe, brachte ich mehrere Jahre meines frühen Lebens zu. Ich war etwa neun Jahre alt, als ich die Forelle gefangen, und wenn ich je ein schwacher oder kränklicher Knabe gewesen, so war ich es jetzt gewiß nicht mehr. Zehn Jahre war ich noch nicht alt, und ich mußte um diese Zeit schon einige Jahre dort gewesen sein — lange genug, um die Erinnerung an andere Scenen dahinschwinden zu sehen. Meine Zeit verging lieblich und angenehm. Ich bekam gesunde Nahrung genug. Ich hatte hinreichende Anstrengung für Geist und Körper. Still und ruhig war der Ort gewiß. Unterhaltungen für Personen meines Alters gab es keine in der Stadt selbst, außer wenn ein großes Kirchenfest stattfand oder wenn ein Italiener mit einem Bären, einem Affen, einem Murmelthier oder einem musikalischen Instrument durch die Stadt zog und wenn einmal im Jahr der große Jahrmarkt stattfand, der die Stadt auf drei ganze Tage erheiterte. Dennoch war ich sehr wohl mit meinem Schicksale zufrieden. Ich liebte Pater Bonneville aufrichtig. Ich liebte die gute Jeanette auch aufrichtig; aber mit einer anderen Art von Liebe — mehr, vermuthe ich, mit jener eigenthümlichen Art der Zärtlichkeit, womit ein Kind eine Puppe betrachtet, deren Kopf es so lange auf den Boden geschlagen, bis sie weder Augen, noch Nase mehr hat. Gewiß hatte ich die gute

Haushälterin dieser nützlichen Gesichtstheile nicht beraubt, aber ich hatte ihre Zärtlichkeit gemißbraucht und sie so lange gequält, bis ich sie aufrichtig liebte. Ich liebte sie also Beide, und wohl hatte ich Ursache dazu, denn nie gab es zwei bessere Personen auf der Welt.

Vielleicht mag der Leser fragen: „Sollen wir denn nur gute Leute in diesem Buche haben?"

Er mag nur ein wenig warten. Wir werden sogleich ihre Folie finden, und Niemand mag sich zu dem Irrthum verleiten lassen, zu glauben, daß etwas Einförmiges in dem Guten liegt. Weit entfernt. Es hat ebenso unendliche Verschiedenheit, wie das Böse. Seine Sphäre ist ebenso umfangreich, von der erhabensten That der Aufopferung oder der Hingebung bis zu der kleinsten Handlung der Freundlichkeit. Ja, es ist sogar umfangreicher, als das Böse; denn ich kann nicht umhin, zu denken, daß das Gute alle Dinge umfaßt, während das Böse nur einen Theil davon berührt. Weil der Geist des Menschen zu klein ist, um die Größe des Guten zu begreifen, hält er es für beschränkt, gleich einem Kinde, welches den Himmel ansieht und den Raum von einer blauen Mauer begrenzt glaubt. Weil sein Geist zu düster und schwach und zu sehr gewöhnt ist, gegen unreinere Dinge anzukämpfen, kann er nicht die Höhen desselben erreichen oder in seine Tiefen eindringen, und die unendliche

Verschiedenheit begreifen, die es gewährt. Der Lachs kann den Wasserfall hinauf springen oder gegen den reißenden Strom anschwimmen, aber er kann nicht zum Himmel auffliegen gleich dem Adler und mit einem Blicke die Welt unter ihm überschauen. Das Erhabenste und das Lieblichste in der ganzen Welt ist das Gute.

Glücklich, sehr glücklich schätze ich mich in meiner Jugend, mit zwei so guten und freundlichen Wesen vereint gewesen zu sein. In jener Lebensperiode empfängt die bildsame Natur des Kindes größtentheils ihre künftige Gestalt und Form. Die Eindrücke sind tief und unauslöschlich, wenn sie einmal verhärtet sind. Der Charakter empfängt seine Richtung, der Geist seinen Ton und Färbung, und obgleich ich vielleicht in meinem Leben viele Dinge gethan habe, die ich bedaure und die sie nicht hätten billigen können, so ist doch ihre Güte stets in meiner Erinnerung geblieben gleich einem Leuchtthurme, um mir den Weg zu zeigen durch das dunkle und kämpfende Wasser des Lebens und mich im heimathlichen Hafen willkommen zu heißen, so weit ich mich auch vom rechten Wege verirrt haben mag.

Ich kann mir keinen größeren Segen für die Jugend vorstellen, als den Umgang mit den wahrhaft Guten. Ich rede nicht von den Starren und Strengen, ich rede nicht von den Rauhen und Gebie-

terischen. Ich rede auch nicht von den Selbstverläugnenden, den Nüchternen und Umsichtigen. Das Beispiel eines Anachoreten oder Puritaners wirkte niemals mächtig auf das Herz der Jugend. Sondern ich rede von den wahrhaft Guten und die sind nicht gut, welche nicht sanft und milde sind. Denn das Gegentheil der Sanftmuth und Milde ist Unrecht. Ich rede von den Guten, die von der Quelle alles Guten lernen, glücklich zu sein und glücklich zu machen, und welche wissen, daß es mit zu den Geboten gehört, zu genießen.

Viertes Kapitel.

Das erste Abenteuer.

Einer der merkwürdigsten Abschnitte in dem Leben des Menschen ist der, wo er zuerst zu denken beginnt. Die Philosophen sind der Ansicht — wenigstens viele sind es gewesen — daß das, was man denken nennt, von der Geburt an oder doch beinahe von der Zeit an vor sich geht; aber entweder ist dies ein Irrthum oder sie und ich reden von verschiedenen Dingen. Was ich unter denken verstehe, ist nicht der Proceß, zwei oder drei Begriffe zusammenzustellen, was allerdings bei einem Kinde beginnt, sobald es zwei oder drei Begriffe hat, sondern eine Operation des Geistes, woran alle Diener des Geistes aufgefordert werden, Theil zu nehmen — wo die Einbildungskraft der Vernunft zu Hilfe kommt, wo Gedächtniß und

Beobachtung die Materialien liefern und das Urtheil das Werk ausmißt. Wir alle müssen gefühlt haben, wenn wir auf unser vergangenes Leben zurückblicken, daß es eine gewisse Periode giebt, wo die Schleusen gleichsam plötzlich geöffnet worden sind und ein Strom des Gedankens uns überfluthet hat. Der Zeitabschnitt selber wird gewöhnlich ein wenig unbestimmt für die Erinnerung sein; denn keiner von uns bemerkt dieses neue Ereigniß zu der Zeit, wenn es vorgeht. Wir fühlen — wir wissen — wir genießen; aber wir setzen uns nicht nieder, um den Augenblick aufzuzeichnen, wo die neue Welt des Gedankens sich unserem Blicke öffnet. Alles, was ein Mensch sagen kann, ist: um die und die Zeit begann ich zu denken. Er fügt gewöhnlich hinzu: tief zu denken, um jene Periode der voraufgegangenen Periode des Eindrucks, den er mit dem Gedanken verwechselt, entgegenzustellen. In der That mag es sehr schwierig sein zu sagen, wo der Gedanke eigentlich beginnt und das bloße Empfangen des Begriffs entweder in einfacher oder zusammengesetzter Form endet. Vielleicht ist der Gedanke gleich einem mächtigen Strome, der mit einem sehr kleinen Bache beginnt; aber gewiß giebt es eine Stelle, wo der Strom plötzlich anschwillt.

Ich kann nicht sagen, daß ich viel, wenn überhaupt, über einen Gegenstand nachdachte, bis ich mehr als zehn Jahre alt war. Wenn ich mich mit Pater

Bonneville unterredete, der sich lebhaft bemühte, mich denken zu lehren, ohne es zu erkennen zu geben, waren meine Antworten mehr Bilder meiner Eindrücke, als meiner Gedanken; als ich aber zwölf Jahre alt war, kam das Nachdenken schnell und stark bei mir.

Ich erinnere mich noch sehr wohl, an den Dienstag- und Donnerstagabenden im Frühling an dem kleinen See gesessen zu haben oder an den Ufern des Flusses umhergewandert zu sein und mich in tiefe und selbst düstere Träumerei versenkt zu haben, in deren Verlaufe ich, vermöge der Fähigkeiten, die plötzlich in mir erwacht zu sein schienen, Alles prüfte, was ich gelernt hatte und was ich wußte. Die Welt schien mir voll Wunder, die ich nie vorher gesehen, und ich begann an Dingen Interesse zu nehmen, die mir früher flach und nutzlos erschienen waren. Es war nicht allein der Anblick der Natur, der See, der Strom, der Wald, das Feld, die Felsen, das Gebirge, der blaue Himmel, die vorüberziehenden Wolken, die auf- und untergehende Sonne, der wandernde Mond oder die funkelnden Augen der hellen Sterne, die Blumen und Gesträuche, die Vögel auf den Zweigen oder die Thiere auf dem Felde, die mir Stoff zum Nachdenken gewährten, sondern der Mann und sein Thun und Treiben — und ich fürchte das Weib auch — hatte Theil daran. Ich horchte auf das politische Gespräch des Tages, um welches ich mich bisher nie bekümmert

hatte, obgleich Ereignisse vorgingen, die selbst auf das Schicksal der Kinder Einfluß äußerten. Ich wollte von dem Kampfe der Parteien und von der Entstehung neuer Meinungen hören, welche die Welt in ihren Grundfesten erschütterten, und ich wunderte mich über Alles, was ich hörte, und dachte darüber nach auf meinem einsamen Sitze am See. Wenn ich ihn auch nicht verstehen konnte, so war der Gegenstand nur um so mehr ein Vorwand zur Träumerei.

Ich konnte gleichfalls nicht umhin, zu bemerken, daß Pater Bonneville sehr ergriffen war von den Nachrichten, die von Zeit zu Zeit ankamen. Ich wurde auch sehr gedankenvoll — ja sehr traurig. Er hatte einen Ausdruck der Aengstlichkeit und der Furcht. Seiner heiteren Augenblicke waren wenige und er schüttelte oft langsam und schwermüthig den Kopf und seufzte tief.

Ein kleiner Umstand, der sich zu jener Zeit ereignete, gab mir Veranlassung, zu denken, daß der gute Pater außer seinem allgemeinen Bedauern über die verschiedenen heftigen Scenen, die sich zu jener Zeit ereigneten, Ursache zur persönlichen Furcht hatte. Ich habe bereits erwähnt, daß er mit mehreren Sprachen wohl bekannt war, und von der frühesten Zeit an erinnere ich mich, daß er jeden Tag wenigstens eine Seite Englisch mit mir gelesen. Wie ich die Sprache zuerst lernte, weiß ich nicht, aber es schien

mir damals, als ob ich sie mit mehr Geläufigkeit und Leichtigkeit, wenn auch nicht mit solcher Richtigkeit spreche, wie er. Zu der Zeit, wovon ich rede, setzte er aber unsere englische Lektüre nicht fort, und ich bemerkte, daß er alle englischen Bücher bei Seite geschafft hatte. Ueberdies gab er mir den Wink, es möchte besser sein, wenigstens auf eine kurze Zeit nicht mehr englisch zu sprechen; und wenn ich mich gleich zuweilen vergaß, befolgte ich doch diesen Rath so gut ich konnte.

Dies Alles gewährte mir Stoff zum Nachdenken, und jetzt genügten mir der Strom und der See nicht mehr. Ich mußte weit fort in die Wälder wandern; und ich vermuthe, daß meine lange Abwesenheit selbst in meinen Spielstunden dem guten Priester einige Unruhe verursachten. Er nahm mich gern mit sich durch die Straßen der Stadt, indem er mich so von meinen einsamen Spaziergängen abhielt; endlich aber begann er zu zweifeln, ob die Stadt, oder das Land die beste Schule für meine Musestunden sei. Ich erinnere mich einer Gelegenheit, als er ausging, um einen Mann in der Gemeinde zu besuchen, der krank, wenn auch nicht tödtlich krank lag. Diesmal mußte ich mit ihm gehen, und nachdem er sich zehn Minuten in dem Hause aufgehalten, gingen wir auf unserem Heimwege über den Marktplatz. Eine Anzahl Männer mit bloßen Armen waren beschäftigt, in der

Mitte des Platzes ein seltsames Instrument aufzurichten, welches aus einer kleinen Platform und einigen Balken bestand, dessen Zweck ich nicht begreifen konnte. Eine Gruppe von Männern, Frauen und Knaben hatte sich umher versammelt — und ich wäre auch gern stehen geblieben, um zuzusehen, aber Pater Bonneville eilte schweigend weiter, indem er seine Augen auf den Boden richtete. Erst als ich ihn an seinem Gewande zupfte, auf die Stelle deutete und fragte, was es bedeuten möge, beachtete er was vorging. Ich konnte sehen, daß sein Gesicht blässer wurde und er schauderte, als er erwiderte:

„Was es bedeutet, mein Sohn? — Das ist eine Guillotine.“

Ohne weiter ein Wort zu sagen, setzte er seinen Weg fort und ich begleitete ihn. Am folgenden Tage hörte ich von der guten Jeanette, daß um Mittag ein Mann hingerichtet werden sollte; und ich bekenne, ich hatte die stärkste Neigung von der Welt, zu gehen und zuzusehen. Dem Wunsche lag keine Grausamkeit oder Blutdurst zum Grunde — sondern sie ging aus bloßer Neugierde hervor. Die Jugend verbindet sehr selten einen bestimmten Begriff mit dem Tode. Es ist eine angeeignete Furcht, die der Tod einflößt. Andere sagen uns, daß er schrecklich ist, bis wir davon überzeugt werden, und der Anblick der Sterbenden oder Todten auf immer den düsteren Schrecken in unserem

Geiste fest hält. Niemand hatte bisher jemals mit mir vom Tode geredet, und als ich zu der Hinrichtung zu gehen wünschte, war es nicht mit dem Verlangen, einen Menschen sterben und noch weniger leiden zu sehen. Ich betrachtete ihn nur als eine Person, die im Begriff sei, sich unter neuen und seltsamen Umständen zu zeigen, und ein Seiltänzer oder ein Taschenspieler würde meinem Zwecke eben so gut und vielleicht noch besser entsprochen haben. Indessen war es mir nicht bestimmt, an dem Tage den einen oder den andern zu sehen. Lange vor Mittag ließ Pater Bonneville die Fensterladen schließen, als wenn sich ein Todesfall im Hause ereignet hätte. Er blieb selber zu Hause und brachte die Zeit mit Gebeten zu, woran Jeanette und ich Theil nahmen; hierauf las er zwei Bußpsalmen, sobald er glaubte, daß die Hinrichtung vorüber sei, und ließ dann die Fensterladen wieder öffnen, sobald die Fußtritte uns ankündigten, daß die blutliebende Bevölkerung zu der Vorstadt am Fuße des Hügels hinunter gehe.

Wenn der gute Pater Bonneville dieselbe Gewohnheit beibehalten hätte, so würde sein Haus bald fünf Tage in der Woche geschlossen gewesen sein und seine häuslichen Gebete wenigstens den vierten Theil seiner Zeit weggenommen haben. Die Hinrichtungen wurden zahlreich — Aufregung, Unruhe, Tumult, Gewaltthätigkeit folgten bald darauf. Kein Mensch

fühlte sich sicher; jeder fürchtete seinen Nachbar; jede Stunde hatte ihre Gefahr; die unbedeutendste Handlung wurde von Wichtigkeit. Da war keine gesellige Heiterkeit mehr; alle Annehmlichkeiten des Lebens wurden verbannt, bis die Verzweiflung eine kalte und todtähnliche Heiterkeit an die Stelle setzte, um einen ungesunden Schimmer auf die dunklen Zeiten zu werfen, gleich den Lichtern, die über die Gräber der Todten dahinflattern. Der Muth verließ den Pater Bonneville auf eine Zeit lang gänzlich. Einige Monate vernachlässigte er meinen Unterricht sehr — er bemühte sich, mir Lektionen zu ertheilen, doch konnte er seine Aufmerksamkeit nicht fesseln. Zu anderen Zeiten, wenn ich nicht bei ihm saß, blieb ich viel mir selber überlassen und ich machte noch größere Wanderungen. Zuweilen ging ich zwei bis drei Stunden weit über den Fuß des Hügels hinaus, besonders nach Norden und Westen, wo eine Anzahl höchst interessanter Gegenstände, wie sie mir erschienen, in den Tiefen der Thäler, die wenig bevölkert und von den Reisenden selten besucht wurden, verborgen lag. Dort stand ein altes Haus, welches eine völlige Ruine war, denn es war Nichts weiter, als die äußeren Mauern übrig. Die Außenseite war indeß einst sehr schön gewesen, denn sie war mit reichen Arabesken und kleinen Pfeilern von dunkelgrauem Marmor verziert und das Ganze in einem Stile gearbeitet, der, wie ich

glaube, dem Anfange des funfzehnten Jahrhundert angehörte. Das Innere war mit jungen Bäumen angefüllt, die zwischen den Mauerspalten Wurzel gefaßt hatten, während die Fenster gänzlich mit Schlingpflanzen überwachsen waren. Dohlen nisteten in den hohen Thürmen und Eulen schliefen bis Mitternacht in dem ungestörten Kamin, aber die geselligen Schwalben bauten keine Wohnungen unter diesen Dächern.

Weiterhin stand ein noch älteres Gebäude auf einem Felsen mit einem kleinen aber tiefen Teiche auf der einen und einem Bache auf der andern Seite. Um das Fundament zog sich ein Graben, der sich mit dem Bache vereinte und über den einst eine Zugbrücke geführt. Einmal watete ich durch den Bach, denn die Zugbrücke war längst vermodert, um zu sehen, was sich in dem Hause befinde. Ich wurde schlecht belohnt für meine Mühe. Alles war leer und verfallen. Da war ein großes, hohes, viereckiges Gebäude, zwei kleinere Thürme und eine Mauer, aber keine Spur von Holzwerk übrig. Es mußte längst völlig verfallen sein, denn auf dem großen Hofplatze stand eine Eiche, die ihre Wurzeln um die Trümmer des Mauerwerks geschlungen hatte und die mehr als zwei Jahrhunderte alt sein mußte. Die beiden Gebäude bildeten hinsichtlich des Stils einen seltsamen Gegensatz — das eine heiter, leicht und luftig — das andere strenge, schwer und einfach. Sie waren die Erinnerungszeichen

zweier vergangenen Zeitalter; aber die Jahrhunderte, die sie hervorgebracht, die Menschen, die sie erbaut, und die Gefühle, die ihnen ihre charakteristischen Merkmale verliehen, Alles war dahin geschwunden. Auf beide Fronten hätte man die Inschrift, für alle dahingeschwundenen irdischen Dinge passend, setzen können: „Wir waren!“

Es war an einem Herbsttage, als die Blätter braun waren und das Licht milde wurde und die Vögel ihren Gesang eingestellt hatten, aber die Grillen noch ihr Zirpen fortsetzten, als ich eine oder zwei Stunden nach Mittag in jener Richtung hinauswanderte. Es ist ein sehr angenehmes Land, dieses Angoumois — denn ich bin gewiß, daß es dort war, obgleich ich keinen Beweis davon habe — mit seinen Weinbergen und Kornfeldern, hie und da mit Wäldern und Felsen untermischt, die in seltsamen und ungewöhnlichen Formen hervortreten und unzählige Spalten und Höhlen bilden.

Es war an dem Morgen ein großer Aufruhr in der Stadt vorgegangen. Kurz, alle Ordnung schien aufgehoben und die Anarchie näherte sich mit raschen Schritten. Ich wünschte keine Hinrichtungen mehr zu sehen; die Aufregung des Volks unterhielt und erschreckte mich nicht, aber sie belästigte mich. Meine Ohren waren des Rufens und Schreiens, so wie des Singens der Marseillaise überdrüßig. Es verlangte

mich, die alte Stadt wieder in ihrem klaren, ruhigen, nüchternen Lichte, die Straßen ohne Schlachtopfer und nicht entweiht von dem wilden Pöbel der Vorstadt zu sehen. Freudig entfloh ich auf das Land, und ich glaube, der gute Pater Bonneville war froh, mich gehen zu sehen.

Ich war an dem erwähnten ersten Hause vorübergegangen und befand mich in der Mitte zwischen diesem und dem zweiten. Ich wanderte auf einem kleinen Pfade weiter, der hinreichend betreten wurde, um zu verhindern, daß das sammetartige Moos stark darauf wachsen konnte, und war beinahe zu der Stelle gekommen, wo einer von den kühnen, rauhen, gespaltenen Felsen sich in der Mitte des Waldes erhob und den Pfad eine Wendung zu machen nöthigte. Plötzlich, als ich in der Nähe der Ecke war, kamen eine Frau und ein Kind hinter dem Felsen hervor und näherten sich mir mit raschen und wilden Schritten. Das Kind war ein schönes kleines Mädchen von etwa sieben Jahren in der Kleidung der höheren Klassen, aber bitterlich weinend und ohne andere Kopfbedeckung, als ihr schönes glattes Haar. Die Frau, die offenbar eine Dame von Stande war, vergoß keine Thränen; aber es lag ein wilder und schreckenhafter Ausdruck, der fast an Wahnsinn grenzte, in ihrem Gesichte. Sobald sie mich erblickte, eilte sie mit einem Schrei davon und zog das Kind mit sich fort.

Ein augenblickliches Nachdenken veranlaßte sie aber, still zu stehen und sie richtete ihre tiefen und forschenden Augen auf mich, als sie sah, daß ich nur ein Knabe und allein sei. Sie war sehr schön, wenn auch sehr blaß, und ihr Gesicht schien mir bekannt zu sein. Als ich sie mit einiger Ueberraschung und ebenfalls nicht ohne Furcht ansah, bemerkte ich, daß ihre Kleidung mit Blut befleckt war. Ich blieb verwirrt stehen, während sie einen ernsten und durchdringenden Blick auf mich richtete. Plötzlich schien ein Gedanke oder eine Erinnerung sich ihrer zu bemächtigen, und ihres Kindes Hand loslassend, eilte sie auf mich zu und ergriff meinen Arm.

„Bist Du nicht der Knabe, den ich vor einigen Monaten im Hause des Pater Bonneville gesehen?“ fragte sie in leisem und raschem Tone.

„Ich wohne bei ihm, Madame,“ versetzte ich. „Aber Sie haben ja Blut an Ihrem Kleide?“

„Es ist das Blut meines Gatten,“ versetzte die Dame in so leisem, eisigem und verzweiflungsvollem Tone, daß mein Herz davon erstarrte. „Sie haben ihn eben vor meinen Augen gemordet, weil er ihnen kein Pulver geben wollte, da er keins hatte.“

Darauf drückte sie ihre Hand vor die Stirn und verweilte so einige Augenblicke, während das kleine Mädchen, noch bitterlich weinend, an ihre Seite schlich und ihr Kleid faßte.

„Hier," sagte die Dame, des Kindes Hand fassend und sie in die meine legend, „nimm sie mit zu Pater Bonneville — sage ihm, was geschehen ist — und bitte ihn, sie zwei oder drei Monate bei sich aufzunehmen und für ihre Sicherheit zu sorgen. Ich werde kommen und sie zurückfordern, wenn ich so lange lebe. Wenn nicht, so mag er sie nach England schicken und mich für todt halten. Du wirst für sie Sorge tragen — Du wirst freundlich gegen sie sein und sie sicher führen, nicht wahr? sagte sie zu mir, indem sie ihre großen dunklen Augen voll auf mich richtete und in meine Seele zu blicken schien.

Sie hatte wenig auf das Kind geachtet, welches jetzt noch bitterlicher weinte und ihr zuflüsterte, sie wolle nicht gehen. Ich versprach ihr Alles, was sie wünschte, aber sie hörte kaum auf mich und rief, sobald ich zu reden anfing:

„Warte! sie muß einige Mittel haben. Hier, hier!"

Und sie zog zwei Geldrollen aus der Tasche. Eine von diesen gab sie mir versiegelt, wie sie war. Die andere brach sie in der Mitte durch und ich bemerkte, daß sie Louisdors enthielt, denn einer davon fiel auf den Boden. Ich beugte mich nieder, um ihn aufzuheben, aber sie sagte in demselben eiligen Tone:

„Laß nur, laß nur! Eile ist mehr werth, als alles Gold in der Welt. Hier, nimm diese Hälfte und geh.“

Dann beugte sie sich nieder, küßte das kleine Mädchen hundertmal, drückte sie an ihr Herz, legte ihr die Hand auf den Kopf und blickte zum Himmel auf. Und jetzt flossen ihre Thränen reichlich. Von Zeit zu Zeit aber flüsterte sie dem Kinde einige Worte ins Ohr, die eine große Wirkung auf sie hervorzubringen schienen. Sie weinte noch immer und hielt sich an ihrer Mutter fest; endlich aber legte die Dame des Kindes Hand wieder in die meine und sagte: „Nun geh, geh, und Gott der Allmächtige sei Dein Führer und Beschützer.“ Da leistete das kleine Mädchen keinen weiteren Widerstand, sondern ließ den Kopf sinken, während ihre Thränen reichlich flossen und lief neben mir her.

Plötzlich hörte ich eine Stimme rufen: „Halt, halt!“ und als ich mich umwendete, sah ich die Dame uns nachlaufen. Sie faßte des Kindes Hand und die meine mit schnellem und lebhaftem Griffe, blickte zum Himmel auf und schien Etwas tief zu überdenken, wobei ich den Puls in ihrem schönen Halse heftig klopfen sehen konnte. Endlich aber ließ sie unsere Hände mit einem tiefen und schweren Seufzer sinken und flüsterte:

„Sie werden zwei Kindern Nichts zu Leide thun — gewiß nicht. Geht — geht!“

Sie wendete sich traurig ab und ich führte das kleine Mädchen an der Hand durch den Wald, von wo wir noch einen Weg von beinahe zwei Stunden vor uns hatten.

Fünftes Kapitel.

Die erste Liebe.

Das arme kleine Mädchen an meiner Seite machte keinen Versuch, mich zu verlassen und zu ihrer Mutter zurückzukehren, sondern hielt meine Hand willig und vertrauensvoll fest und lief mit mir weiter, wobei sie freilich bitterlich weinte, aber kein Wort sprach. Es war eine seltsame Lage für einen Knaben von zwölf Jahren, und doch war ich gewissermaßen stolz auf das Vertrauen, welches in mich gesetzt wurde, sowie auf das Recht und die Macht zu beschützen. Ich würde bis zum Tode für dieses kleine Mädchen gekämpft haben, wenn irgend Jemand versucht hätte, sie zu belästigen, und obgleich ich zu jener Zeit noch nie von Paladinen und irrenden Rittern gehört hatte, fühlte ich mich in meiner eigenen Meinung ebenso ta=

pfer, wie es einer von ihnen nur je gewesen. Ich war nicht sehr hartherzig zu jener Zeit — die Jugend ist es selten — und ich fühlte mich tief ergriffen von dem Kummer des armen Kindes.

Nachdem wir mit sehr raschen Schritten etwa eine halbe Stunde weiter gegangen waren, begann ich in meiner Eile nachzulassen und zu versuchen, meine kleine Begleiterin zu beruhigen. Anfangs schien sie untröstlich zu sein, aber endlich gelang es mir, ihre Gedanken von ihrem Schrecken und Kummer abzulenken und bewog sie, einige Worte auf meine Frage zu antworten. Sie sagte mir, ihr Name sei Mariette und sie wäre an dem Tage schon eine ziemliche Strecke gewandert — ihre Mutter wäre ganz mit Blut bedeckt, wie ich sie eben gesehen, in das Zimmer gestürzt, wo sie gespielt, habe sie auf ihre Arme genommen und sei auf einem Hinterwege aus dem Schlosse geeilt, wo sie gewohnt, und habe sich sogleich in den Wald begeben. Dann wären sie eine weite Strecke gegangen, indem ihre Mutter sie zuweilen getragen und sie zuweilen habe neben sich herlaufen lassen. Ich konnte bemerken, daß das zart erzogene und an Anstrengungen nicht gewöhnte arme kleine Wesen schon beträchtlich ermüdet war. Ich war ein großer, starker Knabe, und so nahm ich sie ohne Weiteres auf meine Arme und trug sie. Nach einer Weile setzte ich sie wieder nieder und sie ging erfrischt weiter. Dann

trug ich sie wieder und dann setzten wir uns auf eine Bank nieder und ruhten uns aus. Ich holte ihr in der hohlen Hand Wasser aus dem Flusse und versuchte sie zu unterhalten, indem ich ihr Geschichten erzählte. Aber ich war in meinem Leben kein guter Erzähler und so gelang es mir nicht besonders. Dies Alles nahm indessen Zeit weg, und als wir noch eine Strecke von der Stadt entfernt waren, würde es dunkel. Dies beunruhigte mich, nicht weil ich mich im Dunklen fürchtete, sondern weil es die Gewohnheit der guten Jeanette war, in der Abenddämmerung durch unseren kleinen Garten in dem kleinen Thurme die Treppe hinunterzugehen und die Thür unten zu verschließen. Ich wünschte nicht, durch das Stadtthor zu gehen, weil die Entfernung größer war und weil ich fürchtete, man möchte mir wegen Mariette Fragen vorlegen. So beschloß ich, es auf jeden Fall erst mit unserem Privateingange zu versuchen, ehe ich mich der Nothwendigkeit fügte. Ich ermunterte meine kleine Begleiterin ihre Schritte zu beschleunigen, indem ich auf die vor uns sich erhebende Stadt deutete und ihr sagte, wenn sie sich beeile, würde sie in wenigen Minuten bei Pater Bonneville sein und er sich so gut und freundlich gegen sie benehmen, wie sie es sich nicht vorstellen könne. Ich erzählte ihr auch von der guten Jeanette, und welch ein hübsches Geschöpf sie wäre. So gelang es mir, ihre Aufmerksamkeit zu

fesseln und sie schneller, als vorher weiter zu führen. Wir erreichten bald den Fuß des Hügels, klommen den steilen Pfad hinauf, der zu der Thür am Fuße des Thurmes führte, und zu meiner nicht geringen Ueberraschung und Freude fand ich sie offen.

„Nun tritt ein, Mariette," sagte ich, „und fürchte Dich nicht vor der Dunkelheit; denn diese Treppe führt zu unserem Garten und der Garten zu dem Hause."

Sie sagte, sie fürchte sich nicht im Dunkeln, ihr Papa hätte sie oft ins Dunkle geschickt, und sie folgte mir bereitwillig, doch hielt sie noch immer meine Hand fest.

Oben im Garten fanden wir die gute alte Jeanette mit ihrer schneeweißen Haube und ihrer Halskrause. Sie war schon wegen meiner langen Abwesenheit ängstlich gewesen und hatte die Thür nicht verschlossen, damit ich dort herein könne. Ihre Ueberraschung, als sie meine kleine Begleiterin sah, und ihre Aufregung und Geschäftigkeit bei ihrem Anblick werde ich nie vergessen. Meine Erklärungen verbannten bald die Ueberraschung durch andere Gemüthsbewegungen. Ich erzählte Alles, was ich von der Geschichte der armen Mariette wußte, so einfach wie möglich, und das Herz des armen Geschöpfs wurde sogleich gerührt. Es sammelten sich Thränen in ihren

Augen und das arme kleine Mädchen in ihre Arme nehmend, sagte sie:

„Komm mit mir, mein Kind — komm mit mir. Hier sollst Du eine Heimath haben, wo Du glücklich sein wirst, so lange der Tag währt."

„Ich kann nicht glücklich sein ohne Papa und Mama," versetzte Mariette in Thränen ausbrechend und Jeanette, die zur Gesellschaft mit weinte, trug sie ins Haus, während ich die Treppe hinunterlief, um die Thür des Thurmes zu verschließen. Als ich wieder ins Haus trat, erfuhr ich, daß Pater Bonneville Kranke besuche und schon seit mehreren Stunden abwesend gewesen. Jeanette sorgte auf jede Weise für die kleine Mariette. Sie tauchte ihre hübschen kleinen Füße in warmes Wasser; sie gab ihr eine Tasse dünne Chokolade, die gewöhnlich das Abendessen des guten Priesters bildete, und versuchte mit viel größerer Geschicklichkeit, als ich besaß, ihre Gedanken von allen den schmerzlichen Erinnerungen sowie von ihrer neuen Lage abzulenken. Mariette begann bald mit ihr zu plaudern, lehnte ihren Kopf an ihre Schulter und sagte, sie liebe sie sehr. Nach einigen Minuten schlossen sich die hellen jungen Augen, der kleine Kopf wurde schwerer und Jeanette trug sie sanft in mein kleines Zimmer und legte sie auf mein Bett, um auszuschlafen, wie sie sagte.

Eine halbe Stunde später kam der gute Pater

Bonneville nach Hause und sein Gesicht zeigte deutliche Spuren des Kummers und der Verlegenheit. Aber noch hatte ich meine Geschichte nicht erzählt und sie schien ihn noch mehr in Verlegenheit zu setzen.

„Weißt Du ihren Namen?“ fragte er.

„Mariette, Vater,“ versetzte ich.

„Aber wie weiter als Mariette?“ fragte er; und da ich ihm keine Auskunft geben konnte, mußte ich ihm so genau, wie möglich, das Aeußere der Dame beschreiben, die ich gesehen. Ich sprach von ihren hellen und schönen Augen und beschrieb sie als sehr blaß; aber der gute Priester fragte, ob sie groß gewesen.

„O ja,“ entgegnete ich, „viel größer, als Jeanette.“

Der gute Priester lächelte; denn Jeanette war beträchtlich unter der Größe der mediceischen Venus und die ist keine Riesin.

„Es muß Frau von Salins sein,“ flüsterte er nach einigem Bedenken. „Gütiger Himmel! habe Mitleid mit uns! Sie sollten Herrn von Salins vor den Augen seiner armen Frau getödtet haben? Es lebte kein besserer junger Mann, der mehr Gutes gethan durch seine Handlungen und sein Beispiel.“

„Würden Sie Mariette kennen, wenn Sie sie sähen, Vater?“ fragte ich. In dem Augenblick kam Jeanette aus dem Zimmer, wo das Kind sich jetzt

befand, und führte den guten Pater fort, um sie zu sehen. Als er zurückkehrte, sprach er eine Zeitlang Nichts weiter, sondern saß mit vorwärts geneigtem Kopfe und halb geschlossenen Augen nachdenkend da. Dann rief er Jeanette und ertheilte ihr zu meiner Ueberraschung sehr strenge Befehle, den Aufenthalt des kleinen Mädchens in unserem Hause geheim zu halten. Mein kleines Zimmer sollte ihr angewiesen werden; ein großes, weites, ziemlich heiteres, lange unbewohntes Gemach im oberen Stock sollte mit einem Tische und einigen Stühlen versehen und als eine Art von Spielzimmer für sie eingerichtet werden, und ich und Jeanette sollten unser Möglichstes thun, die kleine Gefangene zu unterhalten, während nur wir drei um ihr Vorhandensein wissen durften. Zu gleicher Zeit wurde mir das strenge Verbot auferlegt, gegen irgend Jemand mein Abenteuer im Walde zu erwähnen und das Kind niemals Mariette de Salins, sondern nur Mariette oder Mariette Brun zu nennen.

Und jetzt begann ein neues Dasein für mich. Mariette wurde gleichsam mein Eigenthum — wenigstens sah ich sie fast als solches an. Ich hatte sie durch den Wald getragen. Ich hatte sie an der Hand geführt. Ich hatte sie dorthin gebracht. Sie war mein kleiner Findling und meine Gefühle für sie waren so seltsam, wie sie nur je in der Brust eines Knaben geherrscht. Sie hatten etwas Väterliches an

sich. Ich hätte mich fast zu dem Glauben bringen können, daß ich ihr Vater sei; und doch sah ich sie fast wie ein Spielzeug an, wie erwachsene Eltern zuweilen ihre Kinder ansehen.

Ich war den größten Theil des Tages bei Mariette, spielte mit ihr, unterhielt sie und erdachte alle Arten von Spielen, um sie zu belustigen. Sie wurde bald sehr vertraut mit mir und saß stundenlang, ihre Arme um meinen Hals geschlungen, da und erzählte mir kleine Anekdoten von ihrer Heimath. Eine angenehme Heimath schien es gewesen zu sein, bis die letzten furchtbaren Ereignisse geschehen waren — voll Harmonie, Frieden und häuslicher Freude. Sie schien beständig die Gegenwart zu vergessen bei der Erinnerung an vergangene glücklichere Stunden; aber von Zeit zu Zeit — besonders anfangs — drang ein Strom schmerzlicher Erinnerungen auf sie ein und ihre kleine Erzählung endete mit Thränen.

In dieser Weise vergingen zwei Monate und die kleine Mariette schien völlig mit ihrer Lage ausgesöhnt zu sein. Mit der Elasticität der kindischen Hoffnung hatte sie alle ihre Heiterkeit wieder erlangt, und nie gab es zwei junge unschuldige Wesen, die glücklicher waren, als wir. Die Strenge ihrer Gefangenschaft hatte auch ein wenig nachgelassen; denn in unserer Stadt wenigstens hatte sich der politische Sturm gelegt, der, wie Jeder weiß, stoßweise aus südwestlicher

Richtung daherkam, bis der Orkan in seiner vollen Wuth losbrach und Alles vor sich hertrieb. Nach einigem Zaudern gestattete ihr Pater Bonneville, mit mir in den Garten zu gehen und dort unter den Gesträuchen, die jetzt leider ohne Blumen waren, eine oder zwei Stunden, ehe sie zu Bette ging, zu spielen. In der Stadt wurde sie nie gesehen, und mit einem gewissen Vorgefühl, welches vielleicht nicht außerordentlich war, erklärte mir der gute Pater, daß es weiser sein würde, den Weg durch den Garten und den Thurm so wenig wie möglich zu benutzen. Er behandelte mich mit einem Vertrauen und einer Zuversicht zu meinem Verstande und meiner Klugheit, was mich sehr stolz machte. Der aufgeregte und schreckliche Zustand des Landes und die anarchischen Richtungen, die überall in der Gesellschaft Frankreichs sichtbar wären, sagte er, hätten eine Anzahl der reichsten und bedeutendsten Personen bewogen, in anderen Ländern Zuflucht zu suchen. Die, welche zu dem Besitze der Macht gelangt wären, fuhr er fort, wünschten natürlich dieser Auswanderung ein Ziel zu setzen, und zu dem Zwecke hätte man ein unerträgliches Spionirsystem eingeführt. Der Vortheil, aus und ein zu gehen, ohne die Thore passiren zu dürfen, könnte durch die unbesonnene Anwendung desselben verloren gehen; und obgleich zwei oder drei andere Bürger, deren Häuser an die Thürme der alten Stadtmauer

grenzten, dasselbe Vorrecht hatten, so kannte man sie doch als kluge und wohlgesinnte Männer, von denen nicht zu erwarten stand, daß sie die Aufmerksamkeit durch eine unvorsichtige Handlung auf sich lenken würden.

Obgleich die Thür jeden Morgen und Abend geöffnet und wieder verschlossen wurde, so kann man leicht denken, daß ich die Anordnungen des guten Paters genau befolgte und immer, wenn ich die Stadt verließ, durch die Thore ging. Dies geschah freilich nicht oft, denn ich hatte jetzt einen Gegenstand des Interesses und der Unterhaltung zu Hause, den ich nie zuvor gehabt hatte, und Mariette war für jetzt die ganze Welt für mich. Wenn der gute Pater Bonneville mit mir von ihr sprach, pflegte er sie mit ruhigem Lächeln „Deine Tochter“ zu nennen, und angenehm war es mir, sie von ihm so nennen zu hören. Gewiß ist es, daß ich bei der Eitelkeit, die ich für sie empfand — bei dem selbstsüchtigen Gefühl des Besitzes — bei der angenehmen Beschäftigung, die sie meinen Gedanken gewährte und bei ihrem einnehmenden Wesen und ihrer lieblichen Gemüthsart — gewiß ist es, sage ich, daß ich sie, ehe ein Monat um war, mehr als Alles auf Erden lieben lernte. Ja noch mehr, unter allen Leidenschaften, Zwecken und Plänen des Lebens erinnere ich mich an nichts so Starkes, so Glühendes, so Inniges, wie jene stille und reine

kindliche Liebe zu der kleinen Mariette de Salins. Noch jetzt könnte ich beständig dabei verweilen, und ich glaube fest, daß sie meine Neigung eben so warm erwiederte. Zwei Monate und vierzehn Tage waren vergangen; schwerere Wolken, als je, zogen sich an dem politischen Horizonte zusammen, die Drohungen eines fremden Einfalles, um die Unruhen, die sich im Lande gezeigt, zu beseitigen, erregte den Unwillen sowohl derjenigen, deren Leidenschaften sich der Strafe widersetzten, so wie auch derjenigen, welche die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes liebten. Die Drohung selbst nahm eine der wenigen in Frankreich noch übrigen Sicherheiten für die Gesellschaft hinweg. Da war ein großer Theil des Volks, der den Gedanken an die Anarchie verabscheute; aber eine kurze Periode der Anarchie schien ihnen der unbeschränkten Herrschaft fremder Soldaten im Lande vorzuziehen, und viele von diesen bessern Männern wurden jetzt dahin getrieben, mit den Anarchisten zu handeln oder sich ihnen zu unterwerfen.

Ich konnte bemerken, daß Pater Bonneville sehr unruhig und bekümmert war. Ich sah ihn zweimal das Geld zählen, welches ich ihm von Frau von Salins gebracht, und einmal blickte er zu meinem Gesichte auf, indem er mit gedankenvoller Miene sagte:

„Ich denke, ich sollte sie fortschicken — die Zeit ist vorüber — aber ich weiß in der That nicht, was

ich thun soll. Wo könnte ich sie in England unterbringen? — Wen könnte ich mit ihr senden? — Wie könnte ich ihrer Mutter mittheilen, wo sie zu finden ist? Dies ist überdies eine zu kleine Summe, um sie auf längere Zeit in England zu erhalten. Hundert sieben und vierzig Louisd'ors! England ist ein theures Land — ein sehr theures Land, wie ich wohl weiß. Alles ist dreimal so theuer, als hier."

Die Jugend richtet sich immer nach ihren Wünschen. Sie bilden das Ziel, wohin der Lauf beständig gerichtet ist. Pater Bonnevills Worte waren sehr schmerzlich für mich, und ich bemühte mich, ihn zu überreden, daß es besser sein würde, noch ein wenig zu warten; Mariette sei hier gut aufgehoben und es könne Etwas geschehen sein, was Frau von Salins zurückgehalten.

Der gute Vater schüttelte den Kopf mit einem Seufzer; dann zog er einen kleinen Auszug aus einem Schranke und zählte vierzig oder funfzig Goldstücke, die darin waren. Ich konnte indessen sehen, daß noch wenigstens drei kleine Rollen darin waren, wovon jede etwa hundert Louisd'or enthalten mochte. Dies schien mir ein großer Schatz; aber Pater Bonneville, der die Sache besser wußte, seufzte dabei und legte das Geld wieder hinein.

In einer sehr stürmischen Nacht blies der Wind in heftigen Stößen an die Vorderfenster und der Regen

plätscherte unaufhörlich. Die Straßen waren fast gänzlich leer und da sie in jenen Zeiten durchaus nicht erleuchtet waren, so boten sie in einer solchen Nacht keinen sehr angenehmen Spaziergang dar. Plötzlich wurde die Klingel angezogen, während ich lesend bei Pater Bonneville saß, Mariette in dem oberen Zimmer fest schlief und Jeanette in der Küche beschäftigt war.

„Wer mag das sein?" sagte Pater Bonneville, ein wenig blaß werdend. „Warte einen Augenblick, Jeanette." Und er legte einige Gegenstände weg, die umher lagen, und verschloß die Thür des kleinen Schrankes.

Es mochte als Grausamkeit erscheinen, irgend Jemand in solchem Wetter eine Minute draußen warten zu lassen; aber ich habe bei der Beschreibung des Hauses zu erwähnen vergessen, daß es nebst dem benachbarten Hause, welches in einer Nebengasse stand, einen sehr stumpfen Winkel bildete, und daß zwischen beiden ein kleiner bogenförmiger Eingang sich befand, der eine Treppe beschattete, die zu der Thür des guten Paters führte. So war die draußen befindliche Person eben so sehr vor dem Regen geschützt, als wenn sie im Hause selber gewesen wäre.

Endlich erhielt Jeanette die Erlaubniß, zur Thür zu gehen, und um die Wahrheit zu sagen, blickten

Pater Bonneville und ich Beide hinaus, um zu sehen, wer der späte Gast sei.

„Ich wünsche Pater Bonneville zu sprechen," sagte eine außerordentlich liebliche und wohltönende Frauenstimme.

„Ist Ihr Geschäft sehr dringend, Madame?" fragte Jeanette, und fügte hinzu: „Es ist spät und eben ist die Zeit, wo der gute Pater zu Bette zu gehen pflegt."

„Es handelt sich um Leben und Tod!" sagte die Fremde. „Ich muß ihn sprechen, und zwar allein."

„Nun, so kommen Sie herein, Madame," war die Antwort, und in demselben Augenblick sagte Pater Bonneville in leisem Tone, aber wie es mir schien mit heiterer Miene zu mir:

„Verlaß mich, Louis. Geh zu Bette, mein Sohn."

Ich gehorchte sogleich, und als ich durch den Gang in die Küche ging, um mir ein Licht zu holen, kam ich dicht an der Fremden vorüber. Alles aber, was ich sehen konnte, war, daß sie groß und würdevoll und völlig schwarz gekleidet war, einen großen Mantel trug und eine Kapuze über dem Kopf.

Ich hielt mich überzeugt, daß es Mariettens Mutter sei, und eilte in mein neues Zimmer, welches sich über dem bogenförmigen Eingange befand, schloß die Thür und gab mich der Verzweiflung hin. Ich

bildete mir ein, sie sei gekommen, um meinen kleinen Liebling abzuholen, sie auf immer von mir zu trennen, mich meines Eigenthums zu berauben, und ich kann nicht beschreiben, was ich empfand. Die Qual jenes Augenblicks war so groß, wie ich sie je in meinem Leben empfunden habe. Ich kann nicht sagen, was ich in den nächsten zehn Minuten that, aber ich weiß, daß ich mich niedersetzte und wie ein großes Kind weinte. Ich hätte eine Welt darum gegeben zu erfahren, was vorging; aber ich horchte nicht, obgleich ich es oben an der Treppe leicht hätte thun können. Doch der gute Pater Bonneville hatte mir schon früh die Pflicht eingeschärft, jede Niedrigkeit zu vermeiden und das Horchen schien mir in jenen Tagen fast ein eben so großes Verbrechen zu sein, wie ein Mord. In der That hatte der gute Pater es mir in solcher Gestalt vor Augen gestellt. „Welches Recht hat ein Mensch, einen Andern seiner Geheimnisse zu berauben?“ hatte er gesagt. „Gewiß nicht mehr, als ihm sein Geld zu nehmen. Beide sind sein Eigenthum, und wenn sie nicht gegeben sind, werden sie gestohlen.“

Ich blieb indessen nicht lange in Ungewißheit, denn als ich meinen kleinen Rock ausgezogen hatte und noch weinend auf dem Rande meines Bettes saß, hörte ich die Dame das Zimmer des guten Paters verlassen und ihn mit ihr reden, als er sie zur Thür

begleitete. Ich wußte, daß man Mariette in einer Viertelstunde nicht hatte wecken, ankleiden und mitnehmen können, und ich ging zu Bette und schlief mit erleichtertem Herzen ein. Es war indessen nur ein Aufschub. Vier Tage später benutzte Pater Bonneville eine Gelegenheit, als Mariette und ich mit einander spielten, ihr zu sagen, daß sie an dem Abend mit ihrer Mama weggehen und eine weite Reise antreten solle. Er rieth ihr daher, sich nicht zu ermüden, sondern sich bis zum Abend so ruhig wie möglich zu verhalten, wenn sie sich während des Tages nicht niederlegen und ein wenig ausruhen wolle.

Die Aufregung des armen Kindes war sehr groß. Der Gedanke, ihre Mutter wiederzusehen, verursachte ihr offenbar große Freude; aber daß sie sich aus einem Hause entfernen sollte, wo sie so glücklich gewesen, und von einem Gespielen, der sie so sehr geliebt, schien ihre Freude nicht gerade herabzustimmen, aber sie doch zwischen zwei Gemüthsbewegungen hin und her schwanken zu lassen. Im ersten Augenblick strahlte ihr Gesicht vor Freude; dann aber brach sie in Thränen aus, ergriff Pater Bonnevilles Hand und küßte sie. Dann deutete sie auf mich und sagte:

„Kann ich ihn nicht mit mir nehmen?"

Der gute Priester schüttelte den Kopf und verließ uns bald darauf, um unsere Zeit bis zur Trennungsstunde hinzubringen, wie wir es für gut halten

möchten. Ich denke, er kannte die Gefühle nicht, die zwischen Mariette und mir herrschten, und ich denke, es würde schwierig sein, sie irgend Jemandem begreiflich zu machen, der die Periode der frühen Jugend weit hinter sich gelassen hat. Ich bin geneigt, nach meinen eigenen Erinnerungen zu glauben, daß die Leiden der Kindheit viel größer sind, als die meisten erwachsenen Personen es zugeben werden.

Der Tag verging und die Nacht kam. Die kleine Mariette war angekleidet und bereit. Um neun Uhr wurde geklingelt. Im nächsten Augenblick lag das arme Kind in den Armen ihrer Mutter und weinte vor Freude und Aufregung. Frau von Salins setzte sich indessen kaum nieder und ihr Gesicht hatte einen Ausdruck der Hast und der Aengstlichkeit, so wie des Kummers, welcher sagte, wie viel sie gelitten und wie viel sie noch erwartete.

„Ich komme ein wenig spät," sagte sie zu Pater Bonneville; „denn es gingen zwei Männer vor dem Hause auf und ab, wo ich mich verborgen hielt, und ich wagte mich kaum hinaus. Lassen Sie uns keine Zeit verlieren, guter Vater. Wer wird uns den Weg zeigen?"

„Louis, mein Sohn, hole die Laterne," sagte der gute Pater, und zu Frau von Salins gewendet, fügte er hinzu: „Er wird Ihnen den Weg zeigen."

Diese Worte schienen die Aufmerksamkeit der

Dame auf mich zu lenken, und sich mir nähernd, umarmte sie mich zärtlich und dankte mir für die Sorge, die ich im Augenblicke der Gefahr für ihr kleines Mädchen getragen. Ich fühlte mich belohnt, aber ich glaube nicht, daß ich es ihr ganz verzieh, daß sie kam, um meine kleine Gespielin wegzunehmen, doch bemühte ich mich mit aller Kraft, mich nicht so unmännlich zu zeigen, Thränen zu vergießen, und so antwortete ich wahrscheinlich ein wenig unmanierlich.

Ich ging indessen, um die Laterne zu holen, und leuchtete auf Befehl des guten Pater Bonneville der Frau von Salins und Marietten durch den Garten und die Treppe in dem Thurme hinunter. Darauf schickte ich mich an, ihnen die Thür zu öffnen, indem ich fast hoffte, der Schlüssel möchte im Schlosse verrostet sein und ihr Hinausgehen verhindern. Er drehte sich indessen leicht um, und als ich die Thür öffnete, erschrak ich über die Gestalt eines Mannes, der auf dem kleinen Pfade stand, welcher zum Fuße des Hügels hinunterführte. Frau von Salins aber redete ihn sogleich beim Namen an und er sagte ihr, Peter und Jerome warteten weiter unten. Jetzt war offenbar der Augenblick des Scheidens gekommen, und er schien für die arme kleine Mariette eben so bitter zu sein, wie für mich. Sie umschlang mich mit ihren Armen. Sie hielt mich fest. Sie küßte mich wiederholt und ihre Thränen benetzten meine Wange. Endlich aber

wurde sie von mir hinweggerissen und ihre Mutter führte sie an der Hand den Hügel hinunter, während der Mann folgte. Ich sah ihnen einige Augenblicke nach, bis sie in der Dunkelheit fast verschwunden waren. Dann verschloß ich die Thür und kehrte traurig ins Haus zurück.

Sechstes Kapitel.

Die Flucht.

O! wie langweilig war der nächste Monat für mich! Es war eine Leere in allen meinen Gedanken, die ich nicht beschreiben kann; ein Mangel des Zweckes und Interesses, den Nichts auszufüllen vermochte. Aber auf die dumpfe Ruhe sollte bald die Aufregung des Sturmes folgen. Die Bevölkerung, besonders der Vorstadt, wurde jede Stunde unruhiger und stürmischer. Wenn früher schon Tyrannei in Frankreich geherrscht hatte — wovon ich Nichts fühlte — so muß es die Tyrannei einer Person gewesen sein, die weit von den unteren und selbst von den mittleren Klassen entfernt war und viel weniger schrecklich, als die Tyrannei der Menge, die jetzt vor die Thür jedes Hauses im Lande kam. Es wohnte ein Metzger in dem

unteren Theile der Stadt — der Schrecken seiner Nachbarn und der Gegenstand des Abscheues für alle guten Menschen. Wild, ausschweifend und ohne Grundsätze, war sein Muth — die einzige gute Eigenschaft, die er besaß — der Muth eines Tigers. Der gute Pater Bonneville hatte ihn in früheren Jahren bei mehreren Gelegenheiten getadelt, und es schien, als hätte er es nicht vergessen.

Eines Tages, etwa einen Monat, nachdem Mariette uns verlassen hatte, war ich, während Pater Bonneville's Abwesenheit von Hause, in der Stadt und ging über den Platz vor der großen Kirche. Auf der einen Seite des Platzes befand sich der beste Gasthof des Ortes, und auf den Stufen dieses Hauses standen mehrere Offiziere eines Dragonerregiments, welches kürzlich in der Stadt einquartirt worden war. In der Mitte des Platzes sah ich eine große Volksmenge, anscheinend in großer Aufregung, sich hin und her bewegen. Es waren Musketen unter der Menge zu sehen, denn in jenen Tagen hatten die ärmsten und zerlumptesten Männer beständig eine Angriffswaffe in der Hand, und unter diesen konnte ich, eine rothe Nachtmütze in der Hand und seine Hemdärmel bis zum Ellenbogen aufgestreift, die große rüstige Gestalt des erwähnten Metzgers bemerken. Ich sah indessen auch noch andere Kleider, als die des Pöbels. Da war das schwarze Gewand eines Priesters mitten unter

der Menge; und als ich mich mit furchtsamem Herzen näherte, sah ich nicht nur, daß der Pöbel einen Priester fortschleppte, sondern auch, daß es der gute Pater Bonneville war. Ich hörte auch rufen:

„Hängt ihn auf! hängt ihn auf! An die Dachrinne mit ihm — an die Dachrinne!“

Die erwähnten Offiziere standen da, sahen ruhig zu und lachten und sprachen mit zwei oder drei achtbaren Bürgern. Auf den ersten Impuls lief ich auf sie zu, faßte die Hand eines jungen Soldaten, der einen hohen Rang unter ihnen zu bekleiden schien und der ein freundliches Gesicht hatte, und rief in lebhaften Tönen des Schreckens:

„O! retten Sie ihn, Herr, retten Sie ihn! Sie wollen den besten Mann in der ganzen Stadt tödten.“

„Wen wollen sie tödten, Knabe?“ fragte einer von den Bürgern in verstelltem Tone der Gleichgültigkeit; denn in jenen Tagen wagten Wenige für die Opfer der Volkswuth Theilnahme zu zeigen.

„Pater Bonneville,“ antwortete ich. „O! es ist Pater Bonneville! Retten Sie ihn — retten Sie ihn! beeilen Sie sich!“

„Er ist in der That einer der besten Menschen in der Welt,“ sagte der Herr mit einem Blicke tiefen Kummers.

Der junge Offizier aber eilte ohne Weiteres die Stufen hinunter und stürzte sich unter die Menge.

Einer oder zwei von seinen Kameraden folgten ihm, und ich sah, daß die Menge plötzlich Halt machte, und hörte ein wildes Geschrei vieler Stimmen. Einen Augenblick später, während die Parteien noch mit einander zu streiten schienen, kam eine Schwadron Dragoner auf den Platz, und ihr Erscheinen, obgleich sie an dem Vorgange keinen Antheil nahmen, schien einen großen Eindruck auf den Pöbel hervorzubringen. Jeden Augenblick entfernten sich Einige von der Menge, Einige gingen singend die Straße hinunter, Andere näherten sich den Soldaten und sprachen mit ihnen, als wollten sie zeigen, daß sie sich nicht fürchteten, gingen dann aber auch fort. Endlich aber sah ich zu meiner Freude den jungen Offizier aus der kleinen noch übrigen Gruppe hervortreten und Pater Bonneville am Arme führen, während ein Anderer von den Dragoneroffizieren an der anderen Seite des guten Priesters ging. Der Einzige, der sie begleitete, war der Metzger, und er verfolgte sie mit Verwünschungen und Scheltworten, bis sie die Stufen des Gasthofes erreichten, wo sie den guten Pater für jetzt unterbrachten. Der junge Offizier antwortete nicht eher auf die beleidigende Sprache, als bis er die Stufen des Gasthauses erreicht hatte, dort aber wendete er sich um und sagte in ruhigem Tone:

„Es mag Alles sehr wahr sein, aber verfahret nach dem Gesetze. Wenn er sich geweigert hat, den

geforderten Eid zu leisten, so kann und wird er dafür bestraft werden; aber Ihr sollt nicht der Richter sein und das Gesetz brechen, so lange ich das Kommando in dieser Stadt führe."

Ohne auf eine Antwort zu warten, ging er in den Gasthof und ich lief dem Pater Bonneville nach. Der gute alte Mann war ein wenig außer Athem von der rauhen Behandlung, die ihm zu Theil geworden, aber ich konnte keine Spuren großer Furcht oder Aufregung an ihm bemerken. Sobald der junge Offizier und ich in das Hinterzimmer traten, wo er Zuflucht gefunden, streckte er mir freundlich die Hand entgegen, richtete aber seine ersten Worte an den Andern.

„Ich bin Ihnen großen Dank schuldig, mein Sohn," sagte er. „Ich glaube, wenn Sie zwei Minuten später gekommen wären, würden mich diese armen irre geleiteten Leute zum Tode geführt haben."

„Ich glaube es auch," versetzte der Offizier lächelnd; „aber Sie haben es diesem guten Knaben zu verdanken, daß ich zur rechten Zeit kam. Ich bemerkte nicht eher, was sie vorhatten, als bis er es mir sagte."

„Ich danke Dir, Louis, ich danke Dir," sagte Pater Bonneville. „Ich bin mit genauer Noth davon gekommen, mein Sohn. Obgleich ich, weiß Gott, diesen Leuten Nichts zu Leide gethan und ihnen Gutes

zu thun versucht habe, so schienen sie doch entschlossen, mein Blut zu vergießen. Denken Sie, daß ich mit Sicherheit gehen kann, mein Herr? Ich habe einige Kranke zu besuchen."

Der junge Offizier bat ihn indeß, dazubleiben, bis das Volk sich beruhigt habe und rieth ihm, sich auch dann in sein Haus zu begeben und sich auf einige Tage verborgen und ruhig zu verhalten.

Ich wußte sehr wohl, daß Pater Bonneville diesen Rath nicht unbedingt befolgen würde, und er that es auch nicht. Er gelangte zwei oder drei Stunden später wohlbehalten nach Hause und blieb bis zum Anbruch der Nacht dort; dann aber ging er aus, um die erwähnten Kranken zu besuchen und setzte am folgenden Morgen seine gewöhnlichen Beschäftigungen fort, als ob Nichts vorgefallen wäre. Er überzeugte sich indessen bald, daß eine solche Handlungsweise nur zum Märtyrerthum führen könne, ohne seiner Heerde den geringsten Nutzen zu bringen. Der Tod wäre Nichts in seinen Augen gewesen, wenn er Anderen zum Wohl gereicht hätte; aber das war keine Zeit, wo solche Opfer von irgend einem Nutzen hätten sein können.

Eines Tages, als er aus war, kam eine barmherzige Schwester ins Haus und sprach lange und angelegentlich mit der guten Jeanette in der Küche. Ich war bei ihrer Unterredung nicht zugegen; als aber die

Schwester wieder fortging, sah ich, daß die alte Haushälterin in einem Zustande der äußersten Bestürzung und des Kummers war. Der Ausdruck dieser Leidenschaften nahm bei ihr eine seltsame Gestalt an. Es schien, als könne sie keinen Augenblick ruhig sein. Sie trieb sich in der Küche umher, als wäre dieselbe für ihre Thätigkeit zu klein, nahm jeden Topf, jeden Kessel, jede Pfanne wohl zehnmal herunter, sah mit zwecklosem Blicke in die Kasserole und schien die überflüssige Thätigkeit ihres Körpers nur anwenden zu wollen, während ihr Geist mit etwas Anderem beschäftigt war. Als Pater Bonneville aber zurückkehrte, hatte sie eine lange Unterredung mit ihm, und er schien sehr gedankenvoll und ängstlich zu sein. Am Abend kam die barmherzige Schwester wieder, und diesmal brachte sie einen Brief mit. Was zwischen ihr und dem guten Pater vorging, weiß ich nur aus dem Erfolge; denn sobald sie fort war, rief er mich in sein Studierzimmer, wo Jeanette die ganze Zeit über gewesen war, und ich sah sogleich, daß mein guter alter Freund und Lehrer sich zu einem großen und wichtigen Schritte entschlossen habe.

„Mein lieber Louis,“ sagte er mit ruhigem, aber sehr ernstem Gesichte, „wir haben sehr schlimme Nachrichten erhalten. Es herrscht eine wüthende Verfolgung gegen die Diener der Religion, die mich bald erreichen muß, wenn ich hier bleibe. Sie hat schon in einer

nicht sehr fernen Stadt begonnen. Dort bindet man Priester und Nonnen zusammen und wirft sie in den Fluß, indem man Lästerung mit dem Morde vereint. Dieses gute Geschöpf und Schwester Clara, die eben hier war, fordern mich dringend zur Flucht auf. Ich würde diesen Schritt nicht unternehmen, doch finde ich es nothwendig, Dich so bald wie möglich in ein anderes Land zu bringen. Ich habe Niemand, den ich mit Dir senden kann, und wenn ich beschließe, Dich selber zu begleiten, ist es nicht Furcht für mein Leben, die mich von meiner Pflicht entfernt. Ich werde wenigstens eine von den Aufgaben erfüllen, die ich übernommen habe, und ich glaube, es ist die, wozu ich mein noch übriges Leben am nützlichsten anwenden kann."

Darauf erklärte er mir, er wolle nur noch den folgenden Tag in der Stadt zubringen und in der Nacht entfliehen. Mit einem Seufzer fügte er hinzu, daß es nothwendig sein werde, uns zu verkleiden. Aber die gute Jeanette übernahm es, uns das Nöthige dazu anzuschaffen, und Pater Bonneville begab sich an dem Abend ernst und traurig, aber wie es schien, keineswegs aufgeregt zur Ruhe. Am folgenden Tage, einige Minuten vor zwölf Uhr, kam eine große Pöbelmenge die Straße herauf und trug einen blutigen Menschenkörper auf Stangen. Sie hielten vor dem Hause des guten Priesters an und riefen ihm zu, sich

zu zeigen. Mit ruhiger und unerschrockener Miene trat er an das obere Fenster und sah hinaus. Er wurde sogleich mit Schmähungen überschüttet, und ich bin durchaus nicht gewiß, daß der Pöbel das Haus nicht ausgeplündert und ihn getödtet haben würde, wäre die Mahlzeit der Tiger nicht so nahe gewesen. Alle niederen Klassen speisten um zwölf Uhr zu Mittag und Pater Bonneville entfernte sich von dem Fenster, sobald er sich gezeigt. Die Menge ging hierauf, mit ihrem blutigen Siegeszeichen an der Spitze, weiter die Straße hinunter.

Während des übrigen Theils des Tages geschah nichts Erwähnenswerthes, obgleich Jeanette sehr geschäftig war und mehr als einmal aus- und einging. Mehrere Personen kamen, Pater Bonneville zu besuchen und sprachen einige Zeit mit ihm; aber mir verging der Tag traurig und schwer, obgleich ich gestehen muß, daß ich viel von der lebhaften und angenehmen Erwartung empfand, womit die Jugend immer der Veränderung entgegensieht.

Endlich brach die Nacht an; die äußere Thür des Hauses wurde sorgfältig verschlossen; Pater Bonneville zog sich in sein Schlafzimmer zurück, während ich Jeanette behüflich war, ein paar ziemlich schwere Satteltaschen herunterzubringen, wovon die eine mit den Buchstaben **L. L.** und die andere mit **J. C.** bezeichnet war. Gleich darauf hörte ich Fußtritte auf

der Treppe und ein Herr kam ins Zimmer, den ich anfangs nicht erkannte und den ich nur mit Mühe für Pater Bonneville zu halten vermochte. Sein langes schwarzes Gewand, seine kleine schwarze Mütze und sein aufgeschlagener Hut waren verschwunden, und er erschien — in einem einfach geschnittenen schwarzen Rocke, einen kleinen Degen an der Seite, sein dünnes weißes Haar gepudert und hinten zusammengebunden und einen runden Hut mit einem breiten Bande und einer Schnalle auf dem Kopfe. In diesem Kostüm sah er viel kleiner aus, als vorher. In seinen geistlichen Gewändern war er als ein wohlbeleibter Mann erschienen, aber jetzt kam er mir außerordentlich schlank und schmächtig vor, und selbst seine Größe schien abgenommen zu haben. Er sah fremd und unruhig aus, zeigte aber keine Unentschiedenheit, nachdem er einmal einen Entschluß gefaßt hatte.

„Ich dachte daran, meine Papiere zu verbrennen," sagte er zu Jeanette, „aber ich weiß nicht, meine Gute, daß sie irgend Etwas enthalten, was eines guten Christen oder eines guten Bürgers unwürdig wäre. Ich werde sie daher zurücklassen wie sie sind, um von denen geprüft zu werden, die sich die Mühe geben wollen. Du verstehst Alles, Jeanette, was ich gesagt habe und was Du zu thun hast und wo Du von mir hören kannst."

Jeanette verstand Alles, aber die Gefühle in dem

Herzen des guten Wesens empörten sich jeden Augenblick mehr und mehr gegen ihren Verstand. Endlich, als Alles zu unserer Abreise bereit war, fiel sie vor dem guten Pater Bonneville auf die Kniee, weinte, küßte ihm die Hand und bat um seinen Segen. Der Greis legte ihr die Hand auf den Kopf und erflehte mit feierlicher Miene einen Segen von Gott für sie. Dann sagte er in freundlichem Tone:

„Du weißt, Jeanette, Du hast Dich bemüht, Gott eben so gut, wie Deinem sterblichen Herrn zu dienen. Er verdient mehr und bessere Dienste, als irgend Jemand von uns gewähren kann, aber er ist mit geringeren Diensten zufrieden, als wir fordern, wenn sie mit vollem Herzen geleistet werden. Lebe wohl, Jeanette — lebe wohl für jetzt! Wir werden uns bald wiedersehen — ich hoffe und glaube es."

Der gute Pater nahm eine von den Satteltaschen und ich nahm die andere; Jeanette belud mich überdies noch mit einem in Papier gewickelten Packet, wofür sie mich wohl Sorge zu tragen bat, indem sie zugleich andeutete, daß es Lebensmittel für den guten Pater und mich enthalte, deren wir während unserer ersten Nachtreise bedürfen möchten. Sie folgte uns in Thränen durch den Garten in den Thurm, und die Treppe hinunter. Dort drückte and küßte sie mich herzlich, vermochte aber nicht zu reden, und jetzt waren alle die lieblichen Phantasien in Betreff der Ab=

reise, um neue Scenen zu sehen und neue Freuden zu finden, die ich auf einen Augenblick gehegt, verschwunden, und es blieb Nichts weiter übrig, als Kummer. Nicht ohne Schwierigkeit gingen wir den kleinen Pfad in das Thal hinunter, denn die Nacht war so schwarz wie das Verbrechen, und dann wanderten wir auf dem Wege am Flusse weiter, den wir indeß bald verlassen mußten, um einer Abtheilung von Männern auszuweichen, die eine Art von Wächterhaus an der Stelle errichtet hatten, wo die beiden Wege sich trennten. Dies war indessen leicht geschehen. Der Fluß war nicht sehr voll, denn die Luft war kalt und trocken, und seit zwei oder drei Tagen war weder Schnee noch Regen gefallen. Einige große Steine dienten uns als Brücke, und nachdem wir über die Wiesen auf der anderen Seite gekommen waren, erreichten wir die Landstraße nach Paris, ohne durch die Vorstadt gehen zu müssen. Eine Viertelstunde weiter hielt ein ältlicher Mann mit zwei Pferden auf dem Wege; und obgleich ich sein Gesicht kaum sehen konnte, erkannte ich doch in ihm einen Oheim der guten Jeanette, der alle vierzehn Tage Federvieh ins Haus zu bringen pflegte und der, um die Wahrheit zu sagen, viel jünger aussah, als seine Nichte. Wenige Worte wurden zwischen ihm und uns gewechselt und die Satteltaschen fast schweigend auf die Pferde gelegt. Pater Bonneville bestieg das eine und der

gute Landmann setzte mich auf den Rücken des anderen. Ich hatte vorher noch nie auf einem Pferde gesessen, und das Thier, auf dem ich saß, obgleich ein wenig kleiner, als das, welches den Pater Bonneville trug, erschien mir als ein wahrer Elephant. Anfangs war es mir freilich unbequem genug, aber bald gewöhnte ich mich daran und das Reiten machte mir Vergnügen, bis wir etwa vier bis fünf Stunden zurückgelegt hatten, wo ich die gewöhnlichen Unbequemlichkeiten zu empfinden begann, welchen junge Reiter unterworfen sind.

Mein ehrwürdiger Begleiter und ich empfanden anfangs beträchtliche Besorgniß, daß unsere Flucht entdeckt werden und eine unmittelbare Verfolgung stattfinden möchte. Aber wir entdeckten bald, daß diese Befürchtungen durchaus vergebens gewesen. Die Gedanken der Bewohner der Stadt, besonders der Anarchisten, hatten eine ganz andere Richtung angenommen und sich durchaus nicht mit dem Pater Bonneville beschäftigt. Sie hatten ihren Maire zu guillotiniren und zwei oder drei der vornehmsten Einwohner ins Gefängniß zu werfen, was sie mehrere Tage genügend beschäftigte. Pater Bonneville's Abwesenheit wurde von Niemand beachtet, außer von seinen Eingepfarrten, die sich wohl hüteten, davon zu reden, bis Jeanette, mit einer Kühnheit, die ihr Ehre machte, als sie glaubte, daß wir in Sicherheit wären, zu der

Municipalität ging und fragte, was sie thun solle, da ihr Herr seit mehreren Tagen fort und noch nicht wieder zurück sei.

Inzwischen ritten wir die ganze Nacht weiter, indem wir unseren Weg weder geradezu nach Paris, noch auch nach der Seeküste richteten. Als der Morgen dämmerte, war ich sehr ermüdet und schläfrig und sah alle möglichen unwirklichen Dinge im Zwielicht — vermuthlich nur die Wirkung der Erschöpfung. Pater Bonneville hatte von Zeit zu Zeit mit mir gesprochen und mir Anweisungen ertheilt, wie ich mich gegen ihn benehmen solle. Ich hörte jetzt, daß es seine Absicht sei, den Namen Charlier anzunehmen, und daß ich für seinen Neffen gelten, aber den Namen Lacy, seiner aristokratischen Vorsilbe de beraubt, beibehalten solle. Der Name wurde indessen bald von den Leuten in den Gasthöfen verstümmelt, und während der ganzen übrigen Reise galt ich für den jungen Bürger Lassi.

Bei Tagesanbruch, nach der ersten Nachtreise, hielten wir auf einem unbebauten Platze an der Seite des Waldes an, und indem wir unsere Pferde grasen ließen, setzten wir uns auf das trockene Ufer unter den Bäumen nieder und aßen von den Speisen, womit die gute Jeanette uns versehen hatte. Nachdem ich meinen starken Appetit gestillt und ein wenig Wein aus einer Flasche getrunken, sank ich in einen

tiefen Schlummer, ehe ich gewahr wurde, was mit mir vorging; auch erwachte ich nicht eher, als bis Pater Bonneville um ein Uhr Mittags sanft meinen Arm faßte.

Dann setzten wir unsere Reise fort und hatten den ersten gefährlichen Schritt zu thun, nachdem wir unsere Stadt verlassen, indem wir die von Menschen bewohnten Gegenden betreten und uns den Blicken und Fragen der Fremden aussetzen mußten.

Bald sahen wir einen hohen Kirchthurm sich in beträchtlicher Entfernung vor uns erheben und Pater Bonneville fragte eine Bauerfrau, die uns auf dem Wege begegnete, nach dem Namen der Stadt, welcher die Kirche angehörte. Dadurch wußte er seine Richtung wieder, die er während der Nacht verloren hatte, und da die Stadt, die wir sahen, noch viele Meilen entfernt war, so beschloß er, in einem Dorfe anzuhalten, um der strengeren Prüfung zu entgehen, der wir in einer Stadt wahrscheinlich ausgesetzt gewesen wären. Nach einer ungefähren Berechnung hatten wir während der Nacht vierzehn Stunden zurückgelegt, und wenn wir noch vier oder fünf Stunden hinter uns hatten, befanden wir uns für jetzt in einer hinreichenden Entfernung von unseren Feinden. Wir trabten daher ruhig weiter und begegneten einer Anzahl Landleuten, die von einem Jahrmarkte zurückkehrten. Einen Theil des Weges ritten wir an der Seite eines

alten Mannes, der mit uns nach derselben Richtung reiste. Er hatte ein schlaues, gedankenvolles, aber ruhiges Auge und ein schmeichelhaftes, unbefangenes Lächeln, welches einen welterfahrnen Mann wohl hätte bestimmen können, an seiner vollkommenen Aufrichtigkeit zu zweifeln, obgleich seine hohe breite Stirn und eine gewisse würdevolle Miene keine niedrige List andeuteten. Er redete den guten Pater Bonneville sogleich als Monsieur l'Abbé an, doch betrachtete er ihn mehrmals, ehe er weiter sprach.

Anfangs schien mein Begleiter die ihm beigelegte Benennung nicht zu beachten, als sie aber noch einige Worte gewechselt hatten, fragte er plötzlich:

„Was veranlaßte Sie, mich Abbé zu nennen, Bürger?"

„Ihre Kleidung, Ihr Wesen und Ihr Blick," versetzte der Landmann. „Der Aristokrat ist stolz, weil er immer befohlen hat und ein Recht zum Befehlen zu haben glaubt. Der Bauer ist eitel, weil Gott jeder französischen Brust die Ansicht eingeprägt hat, daß jeder Mensch dem andern gleich ist, mag er nun ein Thor oder ein Weiser, ein Gelehrter oder ein Dummkopf, ein Tapferer oder ein Feigling, ein guter Mensch oder ein Schurke sein. Aber der Lehrer der Religion hat ein verschiedenes Ansehen. Er ist gewöhnt zu leiten und zu ermahnen, und er weiß, daß es nicht nur sein Recht, sondern auch seine Pflicht

ist, dies zu thun. Er hat daher einen Blick der Zuversicht und der Autorität an sich, der sehr verschieden von dem Hochmuthe des Einen oder von der Eitelkeit des Andern ist, den ich erwähnt habe."

„Sie müssen die Menschen mehr studirt und über sie nachgedacht haben, als man erwarten sollte," sagte Pater Bonneville, ihn genau beobachtend.

„Es ist kein Grund vorhanden, warum man nicht studiren und noch weniger, warum man nicht denken sollte," versetzte der Andere. „Ich bekenne, ich habe Beides gethan. Es werden jeden Tag in Frankreich mehr Sünden begangen, als diese."

„Und wo wohnen Sie, wenn ich fragen darf?" frägte Pater Bonneville.

„Kommen Sie, um es zu sehen," versetzte der Fremde. „Ihre Pferde scheinen ermüdet zu sein, und ich habe beinahe noch vier Stunden zurückzulegen, aber wir können langsamer reiten und bei dieser nächsten Wendung wollen wir die Landstraße verlassen, und das wird eine Bequemlichkeit sein."

Pater Bonneville stimmte seinem Vorschlage bei und wir ritten neben dem Fremden her, indem zuweilen von politischen Ereignissen, im Allgemeinen aber von durchaus gleichgültigen Gegenständen gesprochen wurde. Ich bekenne, ich war sehr ermüdet, ehe wir an das Ende unserer weiten und langsamen Tagereise

kamen. Endlich, nachdem wir zwei Stunden lang ruhig weiter geritten waren, sagte der Fremde:

„Wir nähern uns meinem Hause, wo Sie sehr willkommen sein werden, und es ist eben so gut für Sie, die Nacht dort zu bleiben, denn in den meisten Dörfern in der Umgegend wird ein großes Fest der Freiheit gefeiert, und gleich den meisten heidnischen Gottheiten liebt jene Dame die Menschenopfer sehr. Es macht keinen großen Unterschied, ob man unter den Rädern des Juggernaut zermalmt oder von Druiden in einem Korbe verbrannt wird, oder durchs Feuer gehen muß gleich den Kindern jener gehorsamen und unterwürfigen Israeliten des Alterthums, oder sich auf einer kleinen Platform auf einem öffentlichen Platze vor dem Bilde eines monströsen Weibes in einer rothen Nachtmütze und eine Lanze in der Hand den Kopf abhauen lassen muß. Es liegt nicht viel daran, sage ich, aber das Alles ist unangenehm, und man muß es durch jedes vernünftige Mittel zu vermeiden suchen. Sie werden sich daher besser in meinem Hause, als in einem Gasthause der Nachbarschaft befinden."

„Wo?" fragte Pater Bonneville vor sich hinblickend, in der Erwartung, ein Pachthaus vor sich zu sehen.

„Dort!" sagte der Fremde, auf ein prächtiges Schloß deutend, welches auf einer nahen Erhöhung stand. „Sie wundern sich, wie ich sehe, und ich

kann Ihre Frage errathen, wie ich es angefangen, in dem Besitze meines Eigenthums zu bleiben, da das allgemeine Kriegsgeschrei durch ganz Frankreich erschallt: Krieg dem Schlosse — Friede der Hütte! Ich habe keine Zeit zu einer langen Erklärung; aber es läßt sich viel mit kurzen Worten sagen. Sie sehen diesen Rock von grobem grauem Tuch. Er ist das Zeichen, der Schlüssel meines ganzen Lebens. Auch ich wurde zum Geistlichen erzogen. Der Tod von drei älteren Brüdern setzte mich in den Besitz jenes Dinges dort auf dem Hügel. Ich habe mein geistliches Gewand abgelegt, aber meine früheren Gewohnheiten beibehalten und achte meine freiwilligen Gelübde. Ich wohne in zwei oder drei kleinen Zimmern, während die Bauern oft in den Hallen meiner Vorfahren schwelgen. Aber sie wissen wohl, wenn ich nicht da wäre, würden sie die Mittel zur Schwelgerei nicht in so großem Umfange, wie gegenwärtig haben; wenn meine Besitzung konfiscirt würde, möchte sie in die Hände schlechterer Männer, als ich bin, fallen, und so lange ich, der Herr derselben, mich nur als der Verwalter benehme, lassen sie mich gern in meinem Amte, ohne meinen Kopf auf die Guillotine zu bringen, was Niemandem nützen würde — und ohne sich meiner Besitzungen zu bemächtigen, was eine große Verlegenheit für sie selber sein würde. Ueberdies habe ich schon einigemal gedroht, alle meine Be-

sitzungen den Händen der Kommune zu überliefern, und die Niedrigsten des Volks haben mich am dringendsten gebeten, es nicht zu thun, da sie wohl wissen, daß sie jetzt einen besseren Antheil an der Beute erhalten, als sonst der Fall sein würde. So habe ich eine gewisse Herrschaft über sie erlangt und ich thue, was mir beliebt, ohne Furcht vor Gerüchten oder öffentlichen Anklagen. Der Mann, der mich anklagen wollte, würde bald an den Laternenpfahl kommen, und da es unangenehm ist, in der Dunkelheit die Stelle eines Lichts einzunehmen und noch dazu mit einem Stricke um den Hals, so thut man es nicht. Es gibt Hunderte von Menschen in jener Stadt, die mich morgen ans Messer liefern könnten; aber mein Tod würde auch Hunderten den Untergang bringen, und daher habe ich die Majorität auf meiner Seite. Aber kommen Sie, wir wollen durch das Thor eintreten."

Wir traten ein und überließen unsere Pferde einem Arbeiter auf dem Hofe, der nicht im Geringsten weniger respektvoll gegen den Herrn des Hauses zu sein schien, als der Diener eines großen Edelmannes in alten Zeiten. Dies war eine Regelwidrigkeit in jenen Tagen; denn der eitle Wunsch der Gleichheit hatte das Urtheil der Menschen gänzlich umgekehrt, und sie suchten nicht nur die seit langer Zeit eingeführten geselligen Unterschiede, sondern selbst jene tie-

ser liegenden durch den Willen Gottes hervorgebrachten Unterschiede hinwegzuräumen. Ich glaube, in jenen Tagen hegte die große Masse des Volks wenigstens ebenso viel eifersüchtigen Haß gegen den höheren Verstand, als gegen den höheren Reichthum oder den höheren Rang.

Als wir in das Gebäude eintraten, sahen wir zehn bis zwölf Männer im Speisesaale trinkend und plaudernd sitzen. Der Herr des Hauses ging an ihnen vorüber, nickte ihnen zu, nannte sie „Bürger" und sagte:

„Hältet Euch lustig! Wo das hergekommen ist, da wird sich noch mehr finden."

Ein heiteres und gutmüthiges Lachen war die Antwort und wir gingen die Treppe hinauf, wo er uns zu einer kleinen Zimmerreihe führte, die er für sich reservirt hatte und wo ihn selbst die rohen Männer, die ihn umgaben, ungestört ließen. Dort verließ er uns und ging hinaus, um uns einige Erfrischungen zu verschaffen, wovon er einen Theil selber hereinbrachte. Das Uebrige, nebst einer beträchtlichen Quantität Silberzeug, welches er, ungeachtet der offenen Thüren und der fremden Gäste, für völlig sicher zu halten schien, wurde von einem Diener aus der alten Schule, aber ohne Livree hereingebracht. Als der Mann fort war, aßen und tranken wir und erfrischten uns, worauf eine Unterredung zwischen un-

serem Wirthe und Pater Bonneville stattfand, die nicht nur von Interesse, sondern auch von Wichtigkeit war. Der Erstere schien unsere Lage, so weit es nöthig war, ohne alle Erklärung zu begreifen, und ertheilte uns sehr gute und umständliche Rathschläge hinsichtlich unseres Benehmens auf unserer Reise durch Frankreich. Er gab dem guten Pater den dringenden Rath, einen braunen Rock anzulegen, indem er sagte, ein Abbé stehe in noch schlechterem Rufe, als ein Priester. Er rieth ihm auch, das Reiten aufzugeben und in einer Postchaise weiter zu reisen.

„Ich will Sie nicht fragen, wohin Sie reisen oder was Sie zu thun beabsichtigen, aber wenn Sie mit Postpferden ankommen und in dem Posthause logiren, so erlangen Sie die Gunst einer Klasse des Volks, die für Reisende von großer Wichtigkeit ist.“

Pater Bonneville sagte ihm hierauf, wir könnten nicht wohl mit der Post reisen, da wir nicht mit denjenigen Papieren versehen wären, die in den Posthäusern verlangt würden.

„O! das wollen wir schon machen,“ sagte unser Wirth. „Der Maire soll Sie mit den nöthigen Päßen versehen.“

„Aber er kennt uns nicht,“ versetzte Pater Bonneville.

„Er kennt mich,“ versetzte der Andere mit bedeutungsvollem Kopfnicken. „Er wird es mir nicht

verweigern. Es ist ein schmerzlicher Zustand, wo das Leben eines jeden Menschen in der Macht eines Andern ist. Es giebt Viele, die den Vortheil mißbrauchen und ich habe nie eingesehen, warum ich ihn nicht zu besseren Zwecken anwenden sollte. Der Maire wird wahrscheinlich in sechs Monaten guillotinirt werden. Er denkt, es wird länger währen, aber ich glaube, er irrt. Er weiß indeß, daß ich ihn in sechs Tagen könnte guillotiniren lassen, und darum ist er sehr fügsam."

„Und wie lange denken Sie denn Ihren Kopf zu behalten, wo er jetzt ist?" fragte Pater Bonneville mit traurigem Lächeln.

„Das ist kaum der Ueberlegung werth," versetzte der Andere; „denn ich sage von meinem Kopfe, was ein Freund von mir von seinem Hause sagte, welches ihm über den Kopf zusammen zu stürzen drohte: „Es wird meine Lebenszeit aushalten." In Wahrheit hat er für Niemand anders, als für mich, irgend einen Nutzen, sonst denke ich, würde man mir ihn schon längst genommen haben. Dieselbe Werthlosigkeit kann ihn vielleicht noch einen Monat, ein Jahr oder auch vielleicht so lange schützen, bis diese bösen Zeiten vorüber sind; denn Sie dürfen nicht denken, mein guter Freund, daß dieser Zustand beständig währen wird. Es ist ein bloßer Ausbruch der menschlichen Eitelkeit. Wir Franzosen sind das eitelste Volk

auf der Erde; die ganze Nation ist eitel, so wie jede einzelne Person. Diese Eitelkeit macht, daß der Mensch Niemand höher, reicher oder in irgend einer Hinsicht besser sehen will, als sich selber; aber es giebt gewisse Grundgesetze der Ordnung, die der Mensch wohl auf eine Zeitlang umstürzen kann, die aber immer ihre Macht wieder erlangen. Die Weisen herrschen am Ende doch. Industrie und Talent erheben sich ungeachtet des Widerstandes; Sorgfalt und Vorbedacht erzeugen Reichthum, und wenn Sie jeden Morgen Landes in Frankreich und jeden Louisdor nehmen und unter das ganze Volk gleich vertheilen wollten, so daß nicht der Unterschied von einem Sous vorhanden wäre, so würden doch, ehe funfzig Jahre um wären, alle Unterschiede wieder hergestellt, Einige reich, Andere arm, Einige herrschend, Andere gehorchend, Einige genießend, Andere arbeitend sein. Ja noch mehr, mein Glaube ist, daß Sie in derselben Zeit Rang, Titel und Unterscheidungen wieder hergestellt sehen würden."

Pater Bonneville schüttelte den Kopf.

„Ich bin fest davon überzeugt," versetzte der Andere, als Antwort auf das zweifelhafte Kopfschütteln. „Es giebt manche Länder, wo eine reine Demokratie vorhanden sein könnte — vielleicht in England, — aber gewiß nicht in Frankreich. Unser Blut selbst ist feudalistisch und ritterlich. Die Geschichte, welche

ich das Gedächtniß der Nationen nenne, ist nur mit feudalistischen und ritterlichen Thatsachen angefüllt. Wir sind zu leichtfertig, zu eitel, zu flüchtig, um auf längere Zeit ohne Auszeichnung sein zu können und wir besitzen keinen genügenden Geist der Organisation, um ohne einen König in der einen oder der andern Form sein zu können. Ich denke, es muß eine absolute Form sein; aber ich gebe Ihnen mein Wort, Frankreich wird niemals vierzig Jahre ohne Grafen, Barone, Marquis, Herzoge, Pairs, Sterne und Bänder sein. Sie könnten ebenso gut versuchen, uns zu Quäkern, als zu wahren Republikanern zu machen. Vielleicht kann man einen Löwen abrichten, eine oder zwei Stunden wie ein Affe zu tanzen, aber ich sage Ihnen, am Ende wird er seinen Tanzmeister verzehren, und man kann ebenso gut versuchen, die Natur eines Löwen zu verändern, als die eines Franzosen. Indessen sollen Sie morgen den Paß haben, oder ich müßte den Maire nicht kennen. Er ist ein sehr vortrefflicher Mann, aber er hat eine übergroße Achtung vor der Unverletzlichkeit seines Halses."

„Ich wünschte, ich besäße Ihr Geheimniß, unter solchen Scenen ruhig zu leben und so viel Einfluß auf solche Männer auszuüben," sagte Pater Bonneville.

„Geheimniß — Geheimniß!" sagte unser Wirth; „Das ist die ganze Kunst. Niemand weiß, was ich

zunächst thun werde. Niemand weiß, warum ich es thun will. Immer wenn eine große Frage angeregt wird, woran ich Antheil zu nehmen genöthigt bin, gebe ich eine vollständige Erklärung meiner Ansichten in Ausdrücken, die keiner von meinen Zuhörern verstehen kann. Ich wende die Sprache der Zeit, die Kunstausdrücke und die Lieblingsausdrücke der Menge an, und im Allgemeinen gehe ich den Bewegungen noch um einen Schritt voraus; denn wo Millionen Menschen nach einem Ziele laufen, wie es in Frankreich geschieht, da wird der, welcher stehen bleibt, um nur seinen Schuh zuzuschnallen, gewiß zu Boden geworfen und todt getreten werden. Aber jetzt will ich Ihnen Ihr Schlafzimmer zeigen. Sie werden die Betten gut finden. Mögen Sie nie schlechtere haben."

Unser Wirth hielt Wort. Ehe wir am folgenden Morgen erwachten, waren unsere Päſſe bereit und enthielten eine ziemlich genaue Beschreibung von dem Pater Bonneville unter dem Namen Bürger Jerome Charlier und von mir als Louis Lassi. Unsere Pferde wurden durch die Vermittlung unseres Wirths mit nicht großem Schaden verkauft. Eine kleine Postchaise von dem Postmeister selber um fünf Louisdor über ihren Werth gekauft, und um elf Uhr am Tage setzten wir auf dem geraden Wege nach Paris unsere Reise in einer Art fort, die sich, wie ich gestehen

muß, besser für mich eignete, als die frühere Art. Ich hege wenige Zweifel, daß der gute Vater, der seit zwanzig Jahren nicht geritten, in derselben Lage war. Unsere weitere Reise nach Paris ging leicht und ohne Unterbrechung vor sich, was wir dem Umstande zuschrieben, daß wir eine andere Richtung eingeschlagen hatten, als die, welche von unserem früheren Wohnorte nach Paris führte.

Siebentes Kapitel.

Die Hauptstadt.

Meine Erinnerung an die Reise nach Paris und die Unterhaltungen, die auf dem Wege stattfanden, ist vollkommener, als irgend eine andere an die zu jener Zeit stattgefundenen Ereignisse. Aber es ist vielleicht eine täuschende Erinnerung, denn ich habe seitdem so oft davon gesprochen, daß ich kaum weiß, welche Thatsachen mein eigener Geist liefert und welche Andere mir erzählt haben. Ich erinnere mich indessen klar und deutlich an unseren Einzug in Paris an einem dunklen und stürmischen Abend, wie wir am Thor angehalten wurden und man den Wagen beim Laternenlicht untersuchte. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den die langen, krummen Straßen der großen Hauptstadt, die düsteren Laternen, die an

Ketten hingen, die von einem Hause zum anderen hinübergespannt waren, sowie die ungeheuer hohen Gebäude zu beiden Seiten und die Volksmenge, womit die Straßen selbst zu jener Stunde und bei jenem Wetter angefüllt waren, auf mich machten. Ich glaubte, die Reise durch Paris würde nie ein Ende nehmen, aber endlich fuhr die Postchaise in den Hof eines Gasthauses zweiten Ranges in der Rue des Victoires, nicht weit von dem Blindenhospital. Unsere Ankunft erregte kein Aufsehen. Keine geschäftigen Hausknechte, keine dienstfertigen Kellner waren da, um uns willkommen zu heißen oder uns beizustehen. Das Haus erhob sich düster auf den vier Seiten des Hofplatzes zu einer unermeßlichen Höhe und ließ uns gleich der Wahrheit in der Tiefe eines Brunnens, und da der gute Pater Bonneville nicht viel besser, als ich, mit den Straßen von Paris bekannt war, so weiß ich nicht, was aus uns geworden sein würde, wenn es nicht nöthig gewesen wäre, den Postillon zu bezahlen. Es war auf dem Hofe zu dunkel, um das Geld zu sehen, und da er es nicht auf Treue und Glauben annehmen wollte, so sagte er, er wolle gehen und den Portier mit seiner Laterne herbeiholen. Hierauf führte er aus einer Höhle an der Seite der großen Einfahrt eine sehr seltsame, alterthümlich aussehende Person mit einem breiten Bande über der Schulter, sehr ähnlich denen, in welche die Aufseher in den alten fran=

zösischen Kirchen ihre nutzlosen Schwerter zu stecken pflegten. Er hielt die Laterne, während das Geld gezählt wurde, und war dann so freundlich, uns, wenn gleich ein wenig langsam, eine sehr dunkle und schmale Treppe zu dem ersten Stock des Hauses hinaufzuführen, wo das Hotel eigentlich anfing. Ich entdeckte nie, wozu der untere Stock diente, denn es waren keine Kaufläden darin, und er wurde gänzlich vernachlässigt. Die Herrin des Hauses — sie hatte freilich einen Mann, aber das arme kleine Geschöpf wagte sich in Nichts zu mischen — war eine ungeheuer große und ziemlich wohlbeleibte Frau von etwa fünf oder sechs und dreißig Jahren, sehr frisch, hübsch und gut gelaunt. Sie war eine Holländerin von Geburt und ihr blondes Haar, ihre blauen Augen und ihr schöner Teint waren deutliche Spuren ihres Ursprungs. Sie versicherte uns, sie wäre bezaubert, uns zu sehen — sie wolle für unsere Bequemlichkeit sorgen, wie es noch nie sonst geschehen, bestellte uns sogleich ein Abendessen und führte uns inzwischen ein Stockwerk höher hinauf, um unsere Zimmer anzusehen. Es war ein großes düsteres Gemach mit einem Bette in einem Alkoven, zwei kleinen Klosets zu jeder Seite des Alkovens und einem Kamin, groß genug, um einen ganzen Wald darin zu verbrennen. Dies war für Pater Bonneville. Mein eigenes Zimmer war etwa so groß wie der Alkoven und die beiden

Klosets, und befand sich neben dem Zimmer des guten Paters. Meinen jungen Augen erschien es hübscher und bequemer, als das seine; aber wir waren beide zufrieden, wie es schien. Die Satteltaschen wurden heraufgebracht, die Postchaise in die Remise geschoben und mein kleiner Vorrath von Kleidungsstücken auf mein Zimmer gebracht. Dann wusch ich den Reisestaub ab, bürstete mein junges unergrautes Haar, welches damals meinen Kopf dicht umlockte, und da ich mich in der großen Welt, die mich umgab, ein wenig einsam fühlte, so begab ich mich in das Zimmer meines guten Lehrers, der seine beiden Füße an den Kamin stellte und wie es schien, die brennenden Klötze, die auf dem Heerde zischten und krachten, mit lebhaftem Interesse betrachtete. Der arme Mann, ich glaube seine Gedanken waren weit entfernt und er achtete eine Minute lang nicht auf mich, während ich über den starken Geruch des gerösteten Kaffee und des Kalbsragout nachdachte, der die Atmosphäre des Hauses zu bilden schien.

Pater Bonneville war eben aus seiner Träumerei erwacht und sprach einige Worte mit mir, um eine Unterhaltung zu beginnen, als ein Kellner hereintrat und anmeldete, daß unser Abendessen bereit sei, wobei er eine so bescheidene und rücksichtsvolle Miene annahm, als wären wir zwei Aristokraten unter dem alten Regimente gewesen.

„Geh mit ihm hinunter, Louis," sagte Pater Bonneville, „ich werde gleich nachkommen."

Ich folgte dem Kellner die Treppe hinunter, die jetzt von einer einzigen Lampe erleuchtet war, und trat in den Speisesaal. Wie soll ich jenes seltsame Zimmer beschreiben? Es war lang und nicht sehr groß mit einer Tafel in der Mitte und einem breiten Kamin in einem Winkel. Drei Fenster, die vermuthlich am Tage ein wenig trübes Licht einließen, sahen jetzt so schwarz wie Dinte gegen die Wand aus, obgleich die Wand selber von düsterer Farbe war. Wer der Erfinder der Oelmalerei war, weiß ich in der That nicht, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß eine andere Hand, als die seine, jene Wand sollte verziert, oder daß ein Pinsel dieselbe später konnte berührt haben. Ich glaube es waren tanzende Nymphen auf den Räumen zwischen den Fenstern dargestellt, aber sie sahen gewiß wie Hottentotten aus, die im Dunklen tanzten. Das Mobiliar des Zimmers war sehr spärlich und bestand nur in der langen Tafel und den dazu gehörigen Stühlen; aber am Ende nach dem Kamin zu war der Tisch mit einem schönen weißen Damasttuche bedeckt, worauf sich zwei Leuchter, zwei Servietten, eine Anzahl Messer und Gabeln und Teller und nicht weniger als acht Schüsseln befanden, die einen sehr einladenden Geruch aushauchten. Ich ging mechanisch zum Feuer, als mich plötzlich zu mei=

ner nicht geringen Bestürzung eine Stimme von dem Kamingesimms anredete und rief:

„Kleiner Schelm, kleiner Schelm!" Im nächsten Augenblick hörte ich ein Schwirren und fühlte, wie Etwas meine Wange streifte und auf meine Schulter niederfiel. Bei näherer Untersuchung zeigte sich, daß es ein Vogel war, wie ich ihn noch nie vorher gesehen, und den ich in diesem Augenblick nicht würde erkannt haben, und wenn mir schon Tausende seiner Gattung vorgekommen gewesen wären. Es war ein Kakadu, der es für gut gehalten, sich in der Mitte des Winters zu mausern; und der es so vollständig gethan, daß man außer den langen Federn der Flügel und des Schwanzes und dem gelben Büschel auf dem Kopfe, obgleich mit einer Decke von feinen Daunen versehen, keine einzige Feder an seinem Körper sah. Ich habe den Federbusch auf seinem Kopfe gelb genannt, aber um die Wahrheit zu sagen war sein ganzer Körper vermöge seiner Vorliebe für den Kamin entschieden grau geworden.

Es schien ein liebenswürdiger und zärtlicher Vogel zu sein, und er rief noch immer in scherzendem und schmeichelndem Tone: „Kleiner Schelm! kleiner Schelm!" als glaube er, daß dieses Beiwort die größte Zärtlichkeit enthalte. Während die Worte noch in seinem Schnabel waren und ehe eine regelmäßige Unterhaltung zwischen uns begonnen, wurde die Ge-

sellschaft durch einen anderen Herrn vermehrt, der einen runden Hut mit drei breiten Bändern in der Hand trug, was immer das Zeichen eines Mannes in einer öffentlichen Stellung war.

Er war ein wohlbeleibter und wichtiger Mann, aber offenbar sehr scharfsichtig. Er war einer von denen, für welche Kleinigkeiten von großer Wichtigkeit sind — nicht wegen einer besonderen Fähigkeit, sich mit Kleinigkeiten zu befassen, sondern weil man das natürliche Streben in dem Geiste des Mannes, Allem, was er selber beobachtete, eine gewisse Größe beizulegen, in seiner Jugend nicht gehörig geleitet hatte. Der Vogel rief noch: „Kleiner Schelm! kleiner Schelm!“ als der Fremde mit jovialer Heiterkeit auf mich zukam, meinen Arm faßte und sagte:

„Ei, kleiner Schelm, der Vogel kennt Sie, wie es scheint. Nun will ich wetten, daß Sie ein junger Aristokrat sind.“

Ich gab gerade die Antwort, die unter solchen Umständen erforderlich war. Ich hatte durchaus keine Instruktionen erhalten; Pater Bonneville hatte in seinem eigenen Hause nie von Politik gesprochen; während er die Excesse beklagte und von den Verbrechen, die er um sich her vorgehen sah, aufgeregt und beunruhigt war, sprach er nie eine Meinung über die großen Fragen aus, die den Geist des Volks zu jener Zeit aufregten. Aber auf meinen Wanderungen durch

die Stadt und die Umgegend war ich seit einem Jahre oder länger gewöhnt gewesen, den Namen Aristokrat dem beilegen zu hören, der einen besseren Rock trug, als sein Nachbar, so daß ich mich nach und nach gewöhnte, darunter das Niedrigste, Kläglichste und Gemeinste zu verstehen. Meine Wange erröthete, meine Stirn zog sich mit einem Ausdrucke des Zornes zusammen, der nicht verstellt sein konnte, und ich erwiderte heftig:

„Nein, Bürger, nein! Weder ich noch alle meine Bekannten sind Aristokraten. Sie beleidigen uns, wenn Sie uns so nennen."

Meine Leidenschaft war lächerlich genug, denn ich hatte nicht den geringsten Begriff, was das Wort Aristokrat bedeute. Dennoch brachte sie ihre Wirkung hervor, obgleich dieselbe aus Mangel an Zeugen verloren gegangen sein würde, wäre nicht Madame Michaud in dem Augenblick ins Zimmer getreten, um zu sehen, ob auch Alles für ihre geehrten Gäste in Bereitschaft sei.

„So, Herr Kommissair," sagte sie, „ich denke, da haben Sie Ihre Antwort erhalten. Sie erwarten doch vermuthlich keine Aristokraten in meinem Hause zu finden?"

„Ich habe einen gefunden," antwortete der Kommissair, „und er wird bald sehen, daß er entdeckt ist. Reichen Sie mir die Hand, Bürger, wenn Sie wirk-

lich Ihr Vaterland und die Menschenrechte lieben. Aber berühren Sie meine Hand nicht, wenn Sie nur Liebe zur Freiheit heucheln."

Ich reichte ihm kühn die Hand und drückte die seine mit Wärme; denn ich hatte eben so wenig einen Begriff davon, worin die wahre Freiheit besteht, wie die meisten seiner geduldigen Anhänger auf der politischen Laufbahn, die mit sehr wenigen Ausnahmen große Verehrer von Worten waren und sehr unbestimmte Begriffe von Dingen hatten.

Er schien zufriedengestellt zu sein und setzte sich nieder, um eine Tasse Kaffee und ein Glas Liqueur mit Madame Michaud zu trinken, ohne Etwas dafür zu zahlen. Er schien in der That in sehr freundschaftlichen Verhältnissen mit der Dame zu stehen; und ich vermuthe, es war eine gute Politik von allen Wirthinnen in Paris, Nichts zu verweigern, was die Kommissaire der Polizei zu fordern für gut halten mochten.

Bald darauf erschien Pater Bonneville, und obgleich er alle höflichen Fragen beantwortete, so spielte er doch seine Rolle so klug, daß kein Verdacht auf ihn zu fallen schien.

Der Kommissair verließ das Zimmer in heiterer Laune, und der übrige Theil des Abends verging ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß.

Um diese Zeit sind die Bilder, welche die Erinnerung in ihrem Spiegel darstellt, ein wenig undeut-

lich und unbestimmt — vielleicht habe ich keine Gelegenheit gehabt, mein Gedächtniß hinsichtlich der Einzelnheiten aufzufrischen, und manche Scene tritt aus dem im Allgemeinen dunklen Gemälde in starken Umrissen hervor. Nur eine von diesen Scenen will ich hier erwähnen, ehe ich zu Gegenständen übergehe, die mich unmittelbar berührten.

Es war eine Mittagstafel in dem Gasthause, wo wir logirten, was jetzt sehr gewöhnlich ist, obgleich man zu jener Zeit meistens in einem Hotel garni wohnte und sich sein Essen von außerhalb bringen ließ. Eines Tages — ich weiß nicht mehr, ob es am zweiten oder am dritten nach unserer Ankunft war — saßen wir eben an der Mittagstafel, als derselbe Polizeikommissair ins Zimmer trat und sich langsam unter den Gästen umsah. Ich konnte bemerken, daß sich manches Gesicht am Tische veränderte — rosige Wangen wurden weiß und warme glühende Lippen nahmen eine aschfarbige Blässe an. Der Kommissair richtete indeß seine Augen auf einen besondern Herrn, einen Mann von etwa sieben und funfzig oder acht und funfzig Jahren, der einer von den heitersten Gästen gewesen war. Er sah den eigenthümlichen Blick des Officianten und verstand wahrscheinlich die Meinung desselben vollkommen; aber er vollendete erst den Scherz, den er auszusprechen im Begriff war, und fragte dann, während das Lachen noch um ihn ertönte:

„Herr Kommissair, haben Sie ein Geschäft mit mir?“

Der Kommissair nickte langsam mit dem Kopfe und unser Freund, der rechts neben Pater Bonneville saß, stand sogleich auf und sagte mit heiterem Lächeln:

„Ich erwartete große Dinge von dem zweiten Gerichte; aber ich muß demselben entsagen, und ich thue es mit der Selbstverleugnung eines Eremiten. Meine Damen und Herren, drei Dinge sind besonders wünschenswerth im Leben: eine angenehme, hoffnungsvolle Jugend, ein warmes und mildes Mannesalter und ein kurzes unumwölktes Greisenalter. Die beiden ersten habe ich durch die Gnade Gottes erlangt, Herr Kommissair, und das dritte wird mir höchst wahrscheinlich auch gewährt werden. Ich will daher nur noch ein Glas auf die Gesundheit aller hier Gegenwärtigen trinken, ehe mir ein anderer Kelch gereicht wird, der nicht weniger annehmlich und unendlich beruhigender ist.“

So redend erhob er ein bereits gefülltes Glas Wein zu seinen Lippen, verneigte sich graziös rings herum, trank den Wein und verließ dann mit dem Polizeikommissair das Zimmer.

Am folgenden Tage um Mittag hörten wir, daß er guillotinirt worden.

Achtes Kapitel.

Alte Bekanntschaften werden erneuert.

Warum wir in Paris verweilten, erfuhr ich nie oder habe es vergessen. Höchst wahrscheinlich waren Schwierigkeiten auf dem Wege bis zur Grenze, welchen der gute Pater Bonneville zu begegnen fürchtete — oder er war sich auch einer bevorstehenden schweren Krankheit bewußt und fürchtete, in einem solchen Gesundheitszustande die Reise zu unternehmen. Die Anstrengungen unserer Flucht waren für den Greis zu stark gewesen, und obgleich er unterwegs nicht halb so ermüdet schien, wie ich, so blieb er doch, nachdem unsere Anstrengungen vorüber waren und ich in vier und zwanzig Stunden meine Kräfte wieder sammelte und so lebhaft und thätig war, wie immer, matt und schwach, und wollte sein Zimmer nicht verlassen. Er

beschränkte mich indessen nicht auf das Hotel, sondern gestattete mir verschiedene Theile von Paris zu besuchen, wo sehenswerthe Gegenstände vorhanden waren. So erlangte ich eine ziemliche Kenntniß von den vorzüglichsten Straßen der Stadt und konnte mit Leichtigkeit meinen Weg von einem Theile zum andern finden.

Eine Zeitlang schloß ich meine Augen für die Thatsache, daß mein alter Freund und Beschützer wirklich krank sei; als wir aber vierzehn Tage in Paris gewesen waren, erweckte mich die Veränderung, die in seinem Aeußern vorgegangen, sein blasses und hohles Gesicht und die Abmagerung seiner immer zarten und schönen Hände zu dem Bewußtsein von seinem wahren Zustande.

„Ich fürchte, Sie sind nicht wohl, mein Vater," sagte ich, als ich an seiner Seite saß, während er, seine Füße zum Feuer in seinem großen Lehnsessel ruhte.

Pater Bonneville schüttelte traurig den Kopf und ich bat ihn, mir zu erlauben, einen Arzt herbeizurufen.

„Ich glaube, Du mußt es thun, Louis," antwortete er, „denn ich fühle mich sehr krank, und ich möchte gern wenigstens so viel Kräfte wieder erlangen, um Dich, mein Sohn, in Sicherheit zu bringen, ehe ich sterbe."

„Es wohnt ein Arzt hier in der Nähe," sagte ich. „Ich kann in einer Minute zu ihm laufen."

„Nein, nein, das geht nicht," rief der gute Priester. „Es war ein Arzt hier in Paris, den ich in früheren Jahren kannte — ein guter und aufrichtiger Mann, der uns nicht verrathen, sondern uns im Gegentheil auch in anderen Dingen, als in Betreff der Gesundheit, Rath und Beistand ertheilen würde. Weißt Du den Platz am kleinen Chatelet, Louis?"

Ich antwortete, ich wisse ihn sehr gut, und Pater Bonneville schrieb den Namen eines Arztes und die Nummer seines Hauses nieder und sagte dann in dem trostlosen Tone eines Kranken:

„Höchst wahrscheinlich wird er todt sein, und dann weiß ich nicht, was wir thun sollen."

Ohne Zeitverlust eilte ich auf die Straßen von Paris, um den Doktor L. aufzusuchen. Es war ein schöner, heiterer und kalter Nachmittag; der Schnee lag zu beiden Seiten der Straßen aufgehäuft, die Brunnen waren alle zugefroren und die Ketten der Straßenlaternen mit schimmerndem Frost bedeckt. Der Wind wehte scharf und schneidend und es waren nur wenig Menschen, besonders von den niederen Klassen, auf der Straße; denn wenn auch der Sansculottismus eine sehr gute Sache sein mag, so ist er doch keineswegs warm und die würdigen Beherrscher des Geschicks von Frankreich besaßen nicht Mäntel genug, um gleichgül-

tig gegen den Nordostwind zu sein. So konnte ich meinen Weg rasch und ununterbrochen von der Menge fortsetzen, die gewöhnlich die Straßen der französischen Hauptstadt füllte, und obgleich ich ohne Zweifel nicht die kürzesten Wege wählte, so erreichte ich doch bald den Platz, den ich suchte. Die Häuser waren hoch, schmutzig und wohlberäuchert, und beständig offene Thüren um den ganzen Platz führten zu unzähligen Treppen, auf welchen man zu den Wohnungen armer Rechtsgelehrten, Notarien, Aerzte, Künstler, armer Literaten und jener ganzen Klasse gelangte, welche ein dürftiges Dasein durch die Fehler, die Thorheiten, das Mißgeschick und Elend Anderer fristet. Aber jetzt hatte ich eine sehr schwierige Berechnung zu machen. Pater Bonneville hatte nach dem Namen Doktor L. N. 5 am Platze des kleinen Chatelet geschrieben, aber es war kein Haus zu sehen, welches eine Nummer an sich trug, und ich war genöthigt zu errathen, an welchem Ende die Zählung beginne. Mein erster Versuch mißlang offenbar, denn in dem Hause, wo ich nachfragte, war kein Doktor L. zu finden und an den verschiedenen Thüren erhielt ich nur kurze und schnippische Antworten.

Das konnte nicht N. 5 sein, und so wendete ich mich zu der anderen Seite des Platzes und begann von der entgegengesetzten Richtung. Als ich die Häuser von der Ecke an zählte, sah ich ein kleines Mäd-

chen, ärmlich gekleidet und einen Korb am Arme, aus einer Straße mir gegenüber hervorkommen. Sie trat plötzlich in eine von den Thüren und ich sprang ihr nach, lief so schnell ich konnte und stieß beinahe eine alte Frau um, die Kastanien in einem Kessel röstete, wofür ich meinen Segen erhielt. Ich kümmerte mich indessen wenig darum, denn mein Herz schlug wild und das Einzige, was ich in dem Augenblick fürchtete, war, das kleine Mädchen mit dem Korbe aus den Augen zu verlieren; denn ich hatte es mir sogleich in den Kopf gesetzt, daß es Mariette de Salins sei. Sie war indessen schon die Treppe hinaufgegangen, als ich die Thür erreichte, und ohne einen Augenblick zu verweilen, eilte ich ihr nach und kam gerade noch zur rechten Zeit, um sie in ein Zimmer im zweiten Stock eintreten zu sehen, dessen Thür sich schloß, als ich mich näherte. Ohne einen Augenblick zu warten, klopfte ich heftig an, als ein ältlicher Mann mit spärlichem und gepudertem weißem Haar und einem angenehmen, wenn gleich ernstem Ausdrucke des Gesichts sich darstellte und fragte, zu wem ich wolle.

Ein augenblickliches Nachdenken hatte mir gezeigt, daß es gefährlich sein könne, Mariettens Namen zu erwähnen; auch darf man sich über die Besonnenheit eines Knaben meines Alters nicht wundern, denn das waren Tage der beständigen Gefahr, wo man jede Handlung überlegen, jedes Wort abwägen mußte und

Vorsicht und Zurückhaltung schon den Kindern als eine Pflicht eingeprägt wurde. Bei dieser Gelegenheit antwortete ich also, ich suche den Doktor L., indem ich noch immer meine Augen auf die halb offene Thür des Zimmers richtete.

„Mein Name ist Doktor L.,“ versetzte der Greis. „Was wünschen Sie von mir, mein Sohn? Und warum blicken Sie so lebhaft hier herein?“

„Ich wünsche, daß Sie zu einem Herrn kommen, welcher krank ist und in dem Hôtel de Clermont in der Nähe des Blindenhospitals logirt,“ versetzte ich.

„Ist er sehr krank?“ fragte der Arzt. „Wie ist sein Name?“

Aber ehe ich seine Fragen beantworten konnte, wurde die innere Thür geöffnet, das schöne kleine Gesicht sah daraus hervor und im nächsten Augenblick lag Mariette in meinen Armen.

„Ich dachte mir, daß Du es wärest, liebe Mariette,“ rief ich, sie zärtlich küssend, während sie nicht müde wurde, mich zu liebkosen. „Wo ist Deine Mutter? Wie befindet sie sich?“

„Still, still,“ sagte der alte Doktor, die äußere Thür schließend; „hier dürfen nur ärztliche Fragen gethan werden. Mariette weiß wohl, daß sie schweigen muß und keine Fragen beantworten darf. Und so, mein Sohn,“ fuhr er fort, nachdem er alle Erklärungen zwischen uns unterbrochen hatte, „muß ich wohl

denken, daß Ihre Geschichte von dem kranken Manne nur eine Erdichtung war und daß Sie nur den Zweck hatten, Ihre kleine Gespielin wiederzusehen."

„O nein, mein Herr," entgegnete ich mit einigem Unwillen, „ich bin nicht gelehrt worden, Lügen zu sagen. Der Herr, den ich erwähnte, wünscht Ihren Beistand und ist sehr krank. Seinen Namen werden Sie wissen, wenn Sie ihn sehen, denn Sie kennen ihn aus früherer Zeit. Damit will ich nicht sagen, daß ich nicht wünschte, Mariette zu sehen, und Sie müssen ihr in der That erlauben, mir zu sagen, wo ich sie finden kann, denn es ist eine sehr lange Zeit her, als ich sie zuletzt gesehen."

„Das kann nicht geschehen," sagte der Doktor ernsthaft; „sie muß lernen schweigen. Sind Sie denn mit ihr aus derselben Stadt?"

„O! sie wohnte eine lange Zeit bei uns," versetzte ich, „und der Herr, der Ihren Beistand wünscht, ist derselbe, der dort so freundlich gegen sie war."

„O! ich möchte ihn so gern sehen!" sagte Mariette vor sich niederblickend.

„Nun gut, ich will zu ihm gehen," sagte der Doktor ernsthaft, „und wenn es passend ist, daß Ihr Kinder Euch wiederseht, so mag es geschehen. Nun geh, Mariette, und leere, wie gewöhnlich, Deinen Korb aus. Kehren Sie zu Ihrem Freunde zurück, mein

Sohn, und sagen ihm, ich werde in einer Stunde bei ihm sein."

Hierauf führte er mich sanft am Arme zur Thür und schob mich hinaus. Ich eilte mit allen meinen Nachrichten zu Pater Bonneville zurück und fragte, ob es nicht seltsam sei, daß ich Mariette im Hause des Doktor L. gefunden?

„Vielleicht nicht," versetzte der gute Priester mit mattem Lächeln. „Der Doktor ist aus unserer Provinz und dort vielen guten und weisen Leuten bekannt."

Er sagte Nichts weiter über den Gegenstand und that keine Fragen, sondern blieb in seinem Stuhle sitzen, bis endlich leise an die Thür geklopft wurde und der Arzt, ein wenig sorgfältiger gekleidet, als eine Stunde vorher, einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe und einen Stock mit goldenem Knopfe in der Hand, ins Zimmer trat. Er näherte sich dem Pater Bonneville mit unbefangener Miene und ohne das geringste Zeichen des Erkennens, bis ihm der Priester die Hand entgegenstreckte und sagte:

„Ach! mein Freund, Sie erinnern sich meiner wohl nicht? Sie scheinen sich nicht so sehr verändert zu haben, wie ich."

Doktor L. stutzte, denn die lieblichen, silberartigen Töne der Stimme schienen seine Erinnerung zu wecken und er rief:

„Ist es möglich? Mein guter Freund Bonneville! — nein nein, Sie sind zu sehr verändert, als daß die Zeit es allein hätte thun können. Sie müssen in der That krank sein. Verlassen Sie uns, mein junger Freund, ich zweifle nicht, wir werden bald Alles wieder in Ordnung bringen."

Ich zog mich in ein kleines Zimmer zurück, wo sich kein Kamin befand, und wartete dort vor Kälte zitternd beinahe eine Stunde, während Doktor L. und der gute Priester ihre Berathung hielten. Nach Verlauf dieser Zeit kam Doktor L. und rief mich zurück. Als ich in Pater Bonnevilles Zimmer trat, faßte der Arzt meinen Arm, hielt mich in einiger Entfernung von sich, sah mir forschend ins Gesicht und schien meine Züge zu prüfen.

„Ja," sagte er endlich, sich zu meinem alten Freunde wendend; „ja er ist ihm sehr ähnlich — der arme Junge, welch ein Schicksal! — Nun, mein junger Freund," fuhr er, plötzlich den Gegenstand verändernd fort, „wir müssen den guten Bürger Charlier sobald wie möglich ins Bett bringen. Er wird bald wieder hergestellt sein und hätte jetzt schon besser sein können, wenn er früher zu mir geschickt hätte. Aber wir müssen versuchen, die verlorne Zeit wieder einzubringen. Ich will ihn nicht in die Apotheke schicken, um Arzneien zu holen," sagte er, indem er sich wieder zu Pater Bonneville wandte, „denn wir

können an jenen Orten niemals gewiß sein, daß wir die rechten bekommen, denn neulich gestand ein Mann, daß er in zwanzig Jahren keine Unze ächte Rhabarber verkauft habe. Ich habe noch zwei andere Besuche abzustatten; aber er kann in anderthalb Stunden in mein Haus kommen und dann will ich Etwas schicken, was Ihnen wohl thun wird. Vielleicht besuche ich Sie diesen Abend wieder."

„Werde ich Mariette bei Ihnen finden?" fragte ich, indem ich zu dem Gesichte des Arztes aufblickte.

Der gute Mann schüttelte den Kopf und sagte dann lächelnd zu Pater Bonneville:

„Ich glaube, diese beiden Kinder sind in einander verliebt; aber die kleine Mariette ist so verschwiegen, daß sie mir nicht einmal sagen wollte, wer er ist und wer Sie sind. Für ihr Alter hat sie bittere Lektionen erhalten. Vielleicht können Sie sie zuweilen in meinem Hause sehen, mein Sohn; aber Sie müssen ihre Verschwiegenheit nachahmen und keine Fragen thun oder sie beantworten, wenn sie Ihnen von Fremden vorgelegt werden."

„O! Louis wird auch sehr verschwiegen sein," sagte Pater Bonneville; „denn wir haben Warnungen genug erhalten, seitdem wir in diesem Hause gewesen, um nur einen Augenblick den Zaum von unseren Zungen zu nehmen. Leben Sie wohl, mein guter Freund, ich werde froh sein, Sie diesen Abend wiederzusehen,

wenn Sie wiederkommen können; aber ich denke nicht, daß es nöthig ist, sich meiner Gesundheit wegen so viele Mühe zu geben."

„Wir wollen sehen, wir wollen sehen," versetzte der Arzt; und ihm die Hand drückend, verließ er das Zimmer.

Hierauf kleidete sich der gute Vater mit meinem Beistande aus und ging zu Bette, was er schon drei oder vier Tage früher hätte thun sollen. Zur bestimmten Stunde ging ich, um die versprochenen Arzneien abzuholen; doch sah ich Niemand, als eine alte Dienerin, die mir zwei an den Bürger Charlier überschriebene Flaschen gab.

Als ich zurückkehrte, begegnete mir eine wüthende Pöbelbande, die einen blutigen Kopf auf einer Stange trug, und vielleicht war ich in einiger Gefahr, obgleich ich es für jetzt nicht bemerkte. Meine Kleidung, wenn gleich sehr einfach, war zierlich und ganz; und als ich durch die Menge gehen wollte, wurde ich von einem grimmig aussehenden Manne ergriffen, dessen Kleidung sehr zerlumpt war. Er nannte mich einen verdammten kleinen Aristokraten und ließ den Mann, der den Kopf auf der Lanze trug, den blutigen Zeugen ihrer unmenschlichen Thaten niedersenken, damit ich ihn küsse. Sie brachten ihn bis zu meinem Kopfe herunter und drückten die dunklen, verzerrten Züge in

mein Gesicht. Aber ich weigerte mich standhaft, ihn zu küssen, indem ich sagte, ich sei kein Aristokrat.

„Wenn Ihr beweisen könnt, daß ich ein Aristokrat bin," rief ich, „so will ich ihn küssen."

„Was hast Du denn da in der Hand?" rief der Sansculotte, mir die Flaschen aus den Händen reißend.

„Nur Arzneien für einen kranken Mann," versetzte ich.

Er riß indeß das Papier ab, öffnete eine von den Flaschen und setzte sie an den Mund. Dann spukte er mit einem Fluche aus und rief:

„Er ist nur ein Apothekerbursche. Laßt ihn vorüber — laßt ihn vorüber! Er wird ebenso viele verdammte Aristokraten mit seinem Teufelsgebräu tödten, als wir mit der Guillotine. Laßt den Jungen vorüber. Sein Handwerk sollte unterstützt werden."

So redend schritt er weiter und seine heftigen und boshaften Begleiter folgten. Ich kann nicht sagen, daß ich Schrecken empfand. Alles war so rasch vorübergegangen, daß ich nicht Zeit hatte, unruhig zu werden; aber ich war verwirrt und verweilte einen Augenblick, um meine Gedanken wieder zu sammeln, nachdem die Menge auf den nahen Platz des kleinen Chatelet ging. Ich stand noch da, als ich eine Stimme hörte, welche rief: „Louis — Louis!"

Ich sah mich um, konnte aber Niemand sehen,

und der einzige Ort, von wo die Stimme kommen konnte, war eine von den offenen Thüren, die zu jener Zeit in Paris so gewöhnlich waren, und die zu einem dunklen Gange führte.

„Louis, Louis,“ sagte die Stimme wieder, „kommen Sie hier herein, ich wünsche mit Ihnen zu reden.“

Es war gewiß nicht Mariettens Stimme, denn ihre lieblichen kindlichen Töne würde ich überall erkannt haben, und ich war bedenklich, ob ich hinein gehen sollte oder nicht. Ich beschloß indeß, mich nicht feig zu zeigen und trat in den Gang. Dann sah ich undeutlich eine hohe und wie es mir schien graziöse Gestalt vor mir hergehen, und ich folgte in ein kleines Zimmer im Hinterhause, in welches das Licht durch einen engen Hof hereinfiel. Dort wendete sich die Figur zu mir, als ich eintrat, und ich erblickte die Frau von Salins.

Das Zimmer stellte ein schmerzliches Bild der Armuth dar. Es konnte nicht über zehn Fuß im Quadrat sein, und in dem einen Winkel, ohne Vorhänge oder Schutz vor dem Winde, befand sich das Bett der Frau von Salins selber, und dicht darneben stand das kleine Bett ihrer Tochter. Das letztere war indeß durch einen Shawl geschützt, der auf zwei Stühlen hing, so daß nur einer im Zimmer leer war. Ein Tisch, ein zerbrochener Spiegel, einige Tassen

und Gläser nebst einem Kaffeetopfe, der am Feuer stand, schienen das ganze Hausgeräth des Zimmers zu bilden. Ich hatte sehr wenig Zeit, mich umzusehen, denn Frau von Salins begann sogleich nach dem Befinden des Pater Bonneville zu fragen.

„Ich sah Sie von dem Vorderfenster aus," sagte sie, sobald ich ihre ersten Fragen beantwortet hatte, „und fürchtete, jene Männer möchten Sie mißhandeln; denn sie haben Tigerherzen und verschonen Niemand."

Eine plötzliche Furcht bemächtigte sich meiner, Mariette möchte gerade jetzt aus dem Hause des guten Doktor L. kommen und den Schurken begegnen, welchen ich eben entflohen war.

„Ist Mariette auf dem Platze am Chatelet?" fragte ich lebhaft. „Lassen Sie mich gehen und nach ihr sehen, damit ihr Nichts zu Leide geschieht."

„Nein, nein," versetzte Frau von Salins. „Sie ist hier bei der alten Dame im Vorderzimmer, die uns zuweilen gestattet, bei ihr zu sitzen, um uns von dem Aufenthalte in diesem dunklen und trostlosen Gemache zu erholen. Sie sind indessen ein guter und wackerer Knabe, Louis, und für jede freundliche und edle Handlung werden Sie gewiß Ihre Belohnung erhalten. Mariette ist, Gott sei Dank! ganz sicher und sie hat gelernt, wenn sie eine Volksmenge sieht, dieselbe zu vermeiden. Aber sagen Sie mir mehr von Pater Bonneville. Hält Doktor L. seinen Zustand für gefährlich?"

Ich war nicht im Stande, ihr eine genügende Antwort zu ertheilen, denn ich wußte in der That die Ansicht des Arztes von dem Zustande meines guten Lehrers nicht.

„Sagen Sie ihm, ich werde kommen und ihn besuchen, wenn es insgeheim geschehen könne,“ sagte Frau von Salins; „aber ich bin unter strenger Aufsicht und alle meine Bewegungen werden beobachtet, bis eine neue Veränderung in dieser stets wechselnden Regierung vorgeht. Ich habe ihm Mehreres mitzutheilen und wünsche sehr, ihn zu sprechen.“

Sie sprach in ängstlichem und gedankenvollem Tone und ohne Zweifel wurde ihr Geist in dem Augenblick von manchen schmerzlichen und wichtigen Gegenständen belästigt. Meine Aufmerksamkeit wurde hauptsächlich von den Unbequemlichkeiten ihrer Lage in Anspruch genommen.

„Ich fürchte, Sie sind hier sehr übel daran, Madame?“

„Uebel genug, mein lieber Sohn,“ versetzte die Dame lächelnd. „Aber ich könnte noch übler daran sein — ja ich bin es auch schon gewesen, wenn nicht körperlich, doch geistig. Aber ich will Sie jetzt nicht aufhalten. Sagen Sie Herrn von Bonneville, was ich gesagt, und fügen Sie hinzu, wenn er mir eine Antwort mitzutheilen habe, möge er es durch Doktor L. thun.“

Als ich den Gasthof erreichte, war mein Erstes, dem guten Pater Benneville die ihm verschriebene Arznei zu geben und ihm dann meine Unterredung mit Frau von Salins mitzutheilen. Dies schien ihn sehr zu interessiren und er wiederholte mehrmals:

„Die arme Frau, die arme Frau! Ich hoffe, es wird ihr gelingen; aber ich kann ihr nicht helfen — ich kann Nichts für sie thun. Ich weiß zu wenig, um ihr Rath zu ertheilen und habe keine Macht, ihr Beistand zu leisten."

Ich sprach nicht weiter von dem Gegenstande und that keine Fragen, sondern saß eine lange Zeit an seinem Bette und las ihm aus lateinischen und französischen Büchern vor. Englisch trieben wir um diese Zeit nicht und hatten auch keine englischen Bücher bei uns.

Am Abend um neun Uhr kam Doktor L. wieder und fühlte mit heiterer Miene den Puls seines Patienten.

„Die gute Wirthin," sagte er, „hielt mich auf der Treppe an, um zu fragen, ob es wahrscheinlich sei, daß Sie sterben würden, mein guter Freund, und den Vorschlag zu machen, daß es in dem Falle besser sein würde, Sie in das Hospital zu schicken. Ich habe Ihnen indeß diese Reise erspart, indem ich ihr die Versicherung gab, daß Sie in einer Woche oder zehn Tagen wohl genug sein würden, in die Oper zu

gehen, wenn man bis dahin den Sängern noch die Köpfe gelassen. Den armen Benoit hat man diesen Morgen hingerichtet. Ich wagte die Andeutung, daß man einen solchen Tenor nicht so bald wieder erhalten würde; und so mußte er singen, ehe sie ihn in den Karren setzten, vermuthlich, um zu versuchen, wie es ihnen gefallen würde. Ob er zu gut oder zu schlecht sang, um ihnen zu gefallen, weiß ich nicht, aber sie fuhren mit ihm zu dem Hinrichtungsplatze, während ich einen anderen Gefangenen besuchte."

Pater Bonneville empfand einen Schauder; aber die Krankheit ist immer mehr oder weniger egoistisch, und obgleich von Natur einer von den uneigennützigsten Menschen auf der Welt, kehrten doch seine Gedanken bald zu ihm selber zurück.

„Ich hoffe, es wird nicht nöthig sein, mich ins Hospital zu schicken," sagte er. „Haben Sie die gute Frau völlig beruhigt?"

„Vollkommen," versetzte Doktor L. „Ich sagte ihr, ich wolle dafür einstehen, daß Sie keine Veranlassung zu einem Leichenzuge von ihrem Hause aus geben würden, was alle diese guten Gastwirthe fürchten. Ich sagte ihr überdies wenn Ihre Tochter und Ihre Enkelin vom Lande kämen, würden Sie sich sehr bald wieder erholen."

„Meine Tochter," sagte Pater Bonneville mit

mattem Lächeln. „Ich habe keine Tochter, mein Freund, ich besitze nur geistliche Töchter."

„Vielleicht können wir für jetzt eine für Sie finden," sagte Doktor L. lachend. „Aber ich will Ihnen morgen mehr davon sagen; denn obgleich Sie natürlich befragt werden müssen, ob Sie ein Kind haben wollen oder nicht, so muß doch in diesem ungewöhnlichen Falle das Kind zuerst gefragt werden, ob es auf die Welt kommen will. Kurz, ich habe einen Plan im Kopfe, mein guter Freund, aber er bedarf der Reife, und hier dreht sich Alles um Ihre rasche Genesung. So tragen Sie also Sorge für sich selber; verbannen Sie für jetzt die Sorge aus ihrem Geiste, und Sie werden bald wieder wohl und stark sein."

Mit diesen Worten verließ er ihn und auf zwei oder drei Tage geschah kein Ereigniß von irgend einer Wichtigkeit, mit Ausnahme der allmähligen Herstellung des Pater Bonneville unter der freundlichen und sorgfältigen Behandlung des guten Arztes.

Achtes Kapitel.

Die Wechsel.

Zu der Zeit, von der ich rede, gingen in Paris jeden Tag Veränderungen vor. Freilich folgte ein Entsetzen dem andern und eine wilde Tyrannei machte nur einer anderen Platz, die noch wilder und barbarischer war. Die Verurtheilung des Königs und sein Tod, die bald nach einander folgten, beschäftigten für jetzt alle Gedanken und erfüllten manche Brust, die früher das stärkste und wildeste Streben nach Freiheit empfunden, mit Trübsinn, Zweifel und Furcht. In dem Augenblicke aber, als der Kopf des guten Königs auf dem Schaffot fiel, begann der Todeskampf zwischen der Bergpartei und der Gironde, und bei dem Streite der Parteien fanden viele Personen Gelegenheit, den Gefahren zu entgehen, die sie früher umgeben hatten.

Obgleich zu jener Zeit noch ein Knabe, war ich doch völlig bekannt mit der täglichen Geschichte dieser Ereignisse, denn sie waren in Jedermanns Munde, und ich könnte diese Memoiren noch sehr vergrößern durch die Schilderung der theils schrecklichen, theils lächerlichen Scenen, wovon ich Zeuge gewesen. Die schrecklichste war der Tod des Königs, wobei ich, von der Menge eingeklemmt, ohne entfliehen zu können, selber zugegen war und nur wenige Schritte von der Todesmaschine entfernt stand. Aber es ist meine Absicht, so leicht wie möglich über diese Jugenderinnerungen hinwegzugehen, obgleich viele derselben meinem Gedächtnisse so tief eingeprägt sind, daß sie nie können verwischt werden. Nie, so lange ich lebe, werde ich das Gesicht eines großen hageren Mannes vergessen, der in dem Augenblick dicht neben mir stand, als der König zu dem Volke zu reden versuchte und die Trommeln zu schlagen kommandirt wurden, um die Stimme des königlichen Märtyrers zu übertäuben. Wuth, Unwille und Schaam zeigten sich in jeder Linie und ich hörte ihn zwischen den Zähnen murmeln: „O! wären nur hundert Männer in Paris, Frankreich und sich selber treu!"

Mein eigener Glaube ist, daß, wenn in jenem Augenblick auch nur sehr Wenige in Uebereinstimmung gehandelt, sie nicht nur das Vergießen des königlichen Bluts verhindern, sondern der Revolution eine ganz

verschiedene Richtung hätten geben und das Leben von Tausenden retten können. Wie dem auch sei, ich entfernte mich mit Entsetzen von der Scene und schloß mich den übrigen Theil des Tages mit Pater Bonneville ein, der jetzt im Stande war, aufzustehen. Der Arzt besuchte ihn zweimal während des Tages und einmal wurde ich auf eine kurze Zeit aus dem Zimmer geschickt. Doktor L. sprach mehrmals scherzend in meiner Gegenwart von der Tochter und Enkelin des guten Priesters, und da ich den Scherz nicht verstand, glaubte ich, es sei seine Art, sich auf diese Weise zu unterhalten.

Pater Bonneville schien ihm aber nachzugeben, antwortete ihm in derselben Weise und fragte, wann er denke, daß seine Tochter ankommen würde.

„Ich kann es in der That nicht sagen," versetzte der Arzt, „aber natürlich werden Sie einen Brief von ihr erhalten, ehe sie kommt."

Drei Tage später wurde ein Brief von der Post gebracht, und Pater Bonneville untersuchte lächelnd das Siegel. Man hatte es nicht für unverletzlich gehalten, so viel war einleuchtend, denn entweder auf der Post oder im Hotel hatte man es für gut gehalten, den Brief zu öffnen, ohne die anständige Vorsicht anzuwenden, ihn wieder zu versiegeln. Als ich den Inhalt des Briefes sah, setzte mich derselbe sehr

in Verlegenheit, als mir Pater Bonneville zuerst das Papier in die Hand gab.

Der Brief begann: „Mein lieber Vater," und fuhr in dem gewöhnlichen Tone fort, wie ein Kind an seinen Vater schreibt. Sie meldete ihm, wie bekümmert sie sei, zu hören, daß er in Paris krank liege, indem sie die Furcht aussprach, daß er sich zu sehr angestrengt, indem er Nachricht von ihrem theuren Gatten gesucht, und fügte hinzu, sie würde bald selber mit ihrem kleinen Mädchen nach Paris kommen, um ihre Nachforschungen fortzusetzen. Der Brief war mit damals gewöhnlichen republikanischen Ausdrücken angefüllt und endete mit der Erklärung, wenn der theure Gatte der Schreiberin todt sei, so könne sie sich nur damit trösten, daß er zur Vertheidigung seines Vaterlandes gestorben sei, obgleich sie den Gedanken nicht ertragen könne, daß er an seinen Wunden leide, ohne daß liebevolle Hände um ihn beschäftigt wären. Der Brief war an den Bürger Jerome Charlier gerichtet, von einer Provinzialstadt in Poitou datirt und Clarisse Bonsin unterzeichnet.

Pater Bonneville lächelte, als er den Ausdruck meines Gesichts beim Lesen dieses Briefes beachtete, und als ich damit zu Ende war, fragte er mich, ob ich wisse, wer diese Verwandten wären. Ich verneinte es, und er antwortete mit dem Kopfe nickend:

„Es sind Personen, die du sehr wohl kennst; aber

Du mußt Dich erinnern, Louis, daß Du sie nur als meine Tochter und Enkelin und als Deine Tante und Cousine kennen mußt. Nenne die Dame Tante Clarisse oder Tante Bonsin und das kleine Mädchen Mariette Bonsin."

Die letzten Worte warfen einen Lichtstrahl auf die ganze Sache, und ich war entzückt. Ich glaube, Nichts lieben die Kinder mehr, als das Geheimniß, besonders Knaben von dreizehn oder vierzehn Jahren; aber ich hatte außerdem noch die Genugthuung, eine Rolle in dem Drama zu spielen — eine Aufgabe, die für ein in Frankreich erzogenes Kind beständig reizend ist. Ich schmeichle mir, meine Rolle gut gespielt zu haben, und da Pater Bonneville wußte, daß der Brief gelesen worden, ehe er an ihn gelangt sei, so schickte er mich zu unserer guten Wirthin, um wegen der Zimmer für unsere erwarteten Verwandten zu reden, und ich beschrieb der Dame die Tante Bonsin und die Cousine Mariette so genau, daß sie meine persönliche Bekanntschaft mit den angeblichen Verwandten nicht bezweifeln konnte. Sie hielt es indessen für das Beste, über die Zimmer mit dem Bürger Charlier selber zu verhandeln, und besuchte ihn deshalb in seinem Zimmer.

Der alte Herr war sehr schweigsam und schien es seinem Charakter angemessen zu halten, den Preis so weit wie möglich herunterzubringen.

Seine Tochter sei nicht reich, sagte er, und sie habe viel zu thun und zu reisen, um zu erfahren, was aus ihrem Manne geworden sei, den man in Jemappes verwundet, wenn nicht getödtet habe, und sie könne ihr Geld nicht in Gasthäusern wegwerfen. Es wurde lange über diese Gegenstände hin und her gesprochen, und unsere Wirthin lachte und scherzte viel und schien so zufrieden und ruhig, als ob es keine Guillotine in der Welt gebe, obgleich ihre Mittagstafel zuweilen darunter leiden mußte, daß hie und da einer ihrer Gäste verschwand. Das Ganze wurde indessen bald angeordnet, und zwei Tage später sagte man mir, daß Madame Bonsin mit ihrer Tochter in einer kleinen Postchaise angekommen sei.

Der gute Priester war noch nicht so weit hergestellt, um sein Zimmer verlassen zu können; aber ich lief die dunkle Treppe hinunter, auf den Hofplatz, und wie ich erwartet hatte, sah ich Frau von Salins und Mariette eben aus einem schmutzigen kleinen Wagen steigen, den man ein Cabriolet nannte. Frau von Salins umarmte mich freundlich und ich vergaß nicht, sie Tante Clarisse zu nennen, während Mariette in meine Arme sprang und mich mit ihren Liebkosungen fast erstickte. Wenn die Leute noch einigen Zweifel gehegt hatten, so wurde derselbe durch die Zärtlichkeit des Wiedersehens beseitigt, und Frau von Salins und ihre Tochter folgten mir die Treppe hinauf

zu dem Zimmer des guten Pater Bonneville. Einer von den Kellnern begleitete uns, aber dort ging das Wiedersehen eben so natürlich wie unten vor sich, „meine Tochter" und „mein Vater" wurden beständig und ohne Bedenken zwischen der hochgebornen Dame und dem Priester gewechselt.

Darauf wurden der Frau von Salins ihre Zimmer angewiesen und ihr Gepäck heraufgebracht, wobei ich bemerkte, daß Alles sorgfältig mit den Anfangsbuchstaben **C. B.**, was Clarisse Bonsin bedeutete, bezeichnet war.

O! Jedermann in Paris wurde ein Schauspieler! Einige waren es von Natur; denn fast die Hälfte der Welt spielt beständig eine Rolle. Andere thaten es, weil es der Ton jener Zeit war, und diese bildeten die heroische oder tragische Truppe, die Alles mit römischer Würde und Festigkeit that und die Posse der Repräsentation auf den letzten Akt der Tragödie übertrug. Andere wurden durch die Gefahren und die Nothwendigkeit ihrer Lage dahin getrieben, Rollen zu spielen, die ihnen nicht selber angehörten, und unter diesen befand sich Frau von Salins, die, ländlich gekleidet, häufig ausging, sich vor Polizei- und Militärbehörden stellte, sich nach ihrem Manne Jean Bonsin erkundigte und über einen Mann Auskunft verlangte, der nie gelebt hatte. Eine Veränderung in der Leitung der bürgerlichen Angelegenheiten und die

Enthauptung von zwei oder drei Herren, die sie sorgfältig überwacht hatten, als sie am Platze des kleinen Chatelet gewohnt, hatte sie verhältnißmäßig frei gemacht und sie wendete ihre Ueberredung und ihre Freiheit so gut an, daß sie Empfehlungsbriefe an die Aerzte der Armeen der Generäle Dumouriez und Kellermann nebst einem genügenden Paß für sich und ihrem Vater nebst zwei Kindern erhielt. Unter welchem Vorwande sie ihre Reisegesellschaft so groß machte, weiß ich nicht; aber es war gewiß, daß sie ihren Zweck erreichte. Sie blieb auch mehrmals Abends aus und ich bemerkte, daß Mariette jetzt täglich in das Haus des Doktor L. geschickt wurde, um die Arzneien zu holen, deren Pater Bonneville noch bedurfte — welche Aufgabe ich früher erfüllt hatte.

Da die Entfernung beträchtlich und der Weg ein wenig verwickelt war, so wurde mir gestattet, meine kleine Gefährtin bis zu der Straße zu begleiten, die zu dem Platze des Chatelet führte, aber weiter durfte ich nicht gehen und mußte dort ihre Rückkehr erwarten. Ich hatte jetzt gelernt, keine Fragen zu thun, doch konnte ich nicht umhin zu denken, daß Mariette oft sehr lange ausblieb.

Ich weiß nicht, daß ich von besonders beobachtender Anlage oder sehr zum Tadel geneigt war; aber Eins bemerkte ich, was mich sehr überraschte, und ich erinnere mich sehr wohl, daß es mir unangenehme

Gefühle verursachte. Bei meiner ersten Unterredung mit Frau von Salins schien sie von Kummer und Schrecken überwältigt, ihre Kleider waren mit dem Blute ihres Gatten befleckt und ihr Gesicht zeigte einen wilden, fast wahnsinnigen Ausdruck, den ich nie vergessen werde. Jetzt aber hatte sie nicht nur ihre Fassung völlig wieder erlangt, sondern sie war gewöhnlich ruhig und zuweilen sogar heiter. Wolken der ängstlichen Besorgniß zogen freilich von Zeit zu Zeit über ihre schöne Stirn dahin und sie versank in tiefes Nachdenken; aber es schien mir oft sehr seltsam, daß sie ihren Gemahl, um den sie so aufrichtig zu trauern schien, so bald und vollständig sollte vergessen haben. In der That giebt es Nichts, was das lebhafte Herz der Jugend so erschreckt und empört, als zu bemerken, wie vorübergehend jene Gefühle, woraus das Leben besteht, in dem Busen älterer und welterfahrenerer Personen ist. Ich liebte Mariette indessen und Mariette liebte mich, und das war ein Gefühl, welches, wie ich mir damals einbildete, niemals wechseln oder abnehmen konnte.

Endlich eines Tages erklärte sich Pater Bonneville stark genug, um auszugehen, und da der politische Sturm sich auf eine Zeitlang gelegt hatte, so gingen wir Beide, um einige interessante Orte zu besuchen. Ich erinnere mich noch, daß ein ältlicher Herr zu uns kam und sich in mildem und freundlichem

Tone in eine Unterredung mit uns einließ. Der gute Pater war indessen sehr auf seiner Hut und sagte als Antwort auf einige Fragen, er sei seit seiner Ankunft in Paris sehr krank gewesen und habe keine Gelegenheit gehabt, die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt in Augenschein zu nehmen, bis die Zeit seines Aufenthaltes beinahe vorüber sei. Ich weiß nicht, ob uns der alte Herr für sehr einfältig hielt oder nicht, aber er verließ uns bald darauf, und wir erfuhren später, daß er einer von jenen öffentlichen Vigilanten sei, die zu der Zeit so viele Köpfe unter das Beil der Guillotine brachten. Er erreichte ein hohes Alter, und ich sah ihn später in London eifrig Karten spielend und mit einer schönen mit Diamanten besetzten Schnupftabaksdose versehen.

Dieser kleine Vorfall, den ich nur als eine charakteristische Erscheinung jener Zeit erwähnt habe, hatte, so viel ich weiß, keinen Einfluß auf unser Schicksal. Drei Tage später wurden die beiden Postchaisen in Ordnung gebracht, Pferde aus dem Posthause herbeigeholt, und zu meiner unendlichen Freude rollten wir alle aus jener grimmigen Stadt Paris, die in meinem Geiste immer mit den Erinnerungen an Blut und Verbrechen vereint bleiben wird. Es war einer jener schönen Februartage, die zuweilen kommen, um uns aufzufordern, uns auf den Sommer vorzubereiten, längst ehe der Sommer nahe ist, und die

ich in Frankreich für schöner und auffallender halte, als in irgend einem anderen Lande, welches ich kenne. Der Sonnenschein ruhte mild auf der Oberfläche des Landes, und auf dem Gipfel eines hohen, kahlen Baumes in der Nähe des Posthauses, wo wir zuerst anhielten, um unsere Pferde zu wechseln, sang eine Drossel ihr Abendlied und erfüllte die Luft mit ihrer Melodie. Ich stieg aus unserem kleinen Wagen, um Mariettens Aufmerksamkeit auf den Vogel zu lenken, als ich aber in ihr Cabriolet blickte, sah ich zu meiner Ueberraschung, daß Frau von Salins bitterlich weinte. Der Postmeister näherte sich und sah gleichfalls hinein, aber sie besaß große Geistesgegenwart, winkte dem Manne näher zu kommen und fragte ihn nach den Bewegungen der Armeen und ob er ihr keine Auskunft über den Bürger Bonfin geben könne, der eine Kompagnie Freiwilliger unter Davoust kommandire. Der Mann, der großen Antheil an ihr zu nehmen schien, erwiderte, er könne es nicht, und fragte, ob sie irgend eine Besorgniß seinetwegen hege. Sie antwortete, das Letzte, was sie von ihrem Gatten gehört habe, sei, daß er sehr schwer verwundet worden, daß sein Leben aber bei sorgfältiger Pflege noch erhalten werden könne. Der gute Postmeister war kein Pariser und auch kein Atheist, und so bat er Gott, ihre Bemühungen zu segnen, und dann rollten wir auf unserem Wege weiter.

Wir fuhren zwei oder drei Stunden, nachdem es dunkel geworden, weiter und kehrten in einiger Entfernung von Clermont in einem Posthause ein. Dort aber machte unser Wirth, der Postmeister, einen Vorschlag zu einer Veränderung in unseren Anordnungen, der mir sehr angenehm war. Er lachte darüber, daß vier Personen, die einer einzigen Familie angehörten, in zwei Postchaisen reisten, und versicherte uns, es würde viel bequemer für uns sein, in einem größeren Wagen zu reisen. Er habe gerade einen zu verkaufen, der vollkommen für uns passen würde, und wir würden viel Geld ersparen, da wir nicht so viele Postpferde mehr bedürften. Seine Gründe schienen dem Pater Bonneville und der Frau von Salins sehr einleuchtend, obgleich er außer unseren beiden Wagen noch zweihundert Franken für den Wagen forderte, den er uns liefern wollte, der an sich keine zweihundert Franken werth war. Ihre Zustimmung überraschte mich, denn ich glaubte nicht, daß sie viel Geld übrig hätten; aber ich denke, sie fürchteten, sich seinem Vorschlage zu widersetzen, und wenn er genau mit ihrer Lage bekannt gewesen wäre, möchte er ihnen einen noch schwereren Tribut auferlegt haben. Indessen schienen unsere Pässe in so guter Ordnung zu sein, daß nirgends Verdacht auf uns fiel. Vielleicht waren wir in der That zu unbedeutend, um große Aufmerksamkeit zu erregen, und nach Verlauf von vier Tage=

reisen näherten wir uns rasch den Grenzen Frankreichs, ein wenig zur Rechten von unserer damals siegreichen Armee. Dies war vielleicht der gefährlichste Punkt von unserer ganzen Expedition, und an einer Stelle, wo wir in zwei Stunden sicher über die Grenze Frankreichs hätten gelangen können, blieben wir die Nacht, um sorgfältig den nächsten Schritt zu überlegen, um nicht die Frucht aller unserer Anstrengungen in demselben Augenblicke zu verlieren, wo wir unserem Ziele so nahe waren.

Zehntes Kapitel.

Knabenlist.

Es wurde beschlossen, gerade auf die Grenze zuzufahren, welche die französische Armee bereits beträchtlich hinter sich gelassen hatte. Das ganze Land fast bis zu den Ufern des Rheins war eigentlich in den Händen Frankreichs, aber man hatte noch kein allgemeines Verwaltungssystem eingeführt. Das Volk war monarchisch, dem französischen System feindlich gesinnt und bereit genug, Flüchtlingen, die den verhaßten und verachteten Nachbaren entflohen, jeden Beistand zu leisten.

Unsere Entscheidung wurde nach der Berechnung der Zufälligkeiten gefaßt. Ich war im Zimmer, als dieser Gegenstand zwischen Pater Bonneville und Frau von Salins verhandelt wurde. Mariette lag schlafend in einem Winkel des Bettes ihrer Mutter und sah

wie ein kleiner Cherub aus; aber ich, ängstlicher vielleicht und mehr bekannt mit den Gefahren unserer Lage, als irgend ein Anderer meines Alters es hätte sein können, der nicht die Scenen erlebt hatte, die in den letzten zwei Monaten an mir vorübergegangen, war noch auf und horchte lebhaft auf jedes Wort. Es wurde am nächsten Morgen der Befehl ertheilt, die Postpferde vorzulegen und, wie es nöthig war, die Reiseroute angegeben.

Der Postmeister zeigte einige Bedenklichkeit und sagte, der vorgeschlagene Weg führe gerade zu dem Hauptquartiere der Armee, und wir wären keine Militairpersonen.

„Aber ich bin die Frau eines Soldaten," versetzte Frau von Salins sogleich und in würdevollem Tone, „und diese Briefe sind an die Generalchirurgen jener Armee, an welche ich sie abliefern muß."

Während sie sprach, legte sie ihre Hand auf das Packet Briefe, welches sie bei sich hatte, und der Postmeister entgegnete in rücksichtsvollerem Tone:

„Sehr gut, Bürgerin, ich denke, es ist Alles richtig, und ich kann sie bis an die Grenze schicken, ob Sie aber darüber hinaus Pferde bekommen werden, kann ich nicht sagen. Weiter als bis zur Grenze bin ich nicht verantwortlich!"

Am nächsten Morgen wurden die Pferde zur bestimmten Stunde an den Wagen gelegt. Es waren

ihrer drei — wir hatten früher vier gehabt — und sie gingen, wie es damals in Frankreich gebräuchlich, neben einander. Anstatt seine großen Stiefel anzuziehen, wie ich es früher gesehen, stieg der Postillon auf den Vordersitz des Wagens, nahm die Zügel in die Hand, klatschte mit seiner langen Peitsche und machte sich auf den Weg zur Grenze. Er war einer von jenen trotzigen, schweigsamen Personen jener eigenthümlichen Menschenrace, die man in der Nähe von Lüttich findet und Wallonen nennt; und ich, der ich mit meiner Schulter dicht an der seinigen saß, obgleich ich ihm den Rücken wendete, denn der Wagen war nach vorne offen, versuchte ich ihn vergebens zum Reden zu bringen, indem ich ihn häufig anredete, ohne aber eine Antwort zu erhalten.

Anfangs glaubte ich, er spreche nicht französisch und gab das Unternehmen auf. Bald aber fand ich, daß er gut genug französisch spreche, wenn er nur wolle.

Wir fuhren etwa drei Stunden, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen und viel kultivirte Felder zu sehen; denn wie es in Grenzdistrikten der Fall ist, war das Land fast gar nicht bebaut, da Niemand sich die Mühe geben wollte zu säen, während er nicht gewiß sein konnte zu ernten.

Endlich kamen wir zu einem rohen steinernen Pfeiler auf einer so öden und verlassenen Stelle, wie

ich sie nur je gesehen zu haben mich erinnere. Der Boden war erhöht und senkte sich sowohl vor als hinter uns ab. Ein verlassener Sumpf, der wenigstens eine Stunde lang war, breitete sich nach allen Seiten um uns her aus, und der einzige Gegenstand, der auf menschliche Wohnungen deutete, war der Umriß eines Dorfes mit einigen Bäumen, welches man in der Entfernung von etwa zwei Stunden auf der Ebene vor uns liegen sah. Als wir den erwähnten Obelisk erreichten, zog der Postillon die Zügel an und die Pferde standen still, um zu verschnaufen, wie ich mir einbildete, nachdem sie den Wagen den Hügel hinaufgezogen hatten; aber im nächsten Augenblick stieg der Mann selber von dem Vordersitze herunter, näherte sich der Seite, wo Pater Bonneville saß und forderte sein Trinkgeld.

„Ich will es Euch geben, wenn wir das nächste Posthaus erreichen," sagte Pater Bonneville.

„Dies ist das einzige Posthaus, zu dem ich Sie fahren werde," versetzte der Mann trotzig, aber in sehr gutem Französisch; „ich bin nicht verbunden, einen Zoll über diese Linie zu gehen."

Der gute Priester machte ihm milde Vorstellungen, aber der Postillon antwortete mit großer Unverschämtheit und drohte, die Pferde auszuspannen und uns dort zurückzulassen. Pater Bonneville antwortete ohne die geringste Hitze, er müsse es thun, wenn es

ihm so gefalle, wir wären seiner Willkühr unterworfen, aber er wäre verbunden, uns zu dem nächsten Posthause zu bringen.

Als er sah, daß diese Drohung keine Wirkung auf den ruhigen und sanften Geist des Greises hervorbrachte, versuchte der Postillon ein anderes Mittel, und brummte, er wisse sehr wohl, daß wir Aristokraten wären, die aus dem Lande zu entfliehen suchten, und daher sollte er als ein guter Bürger seine Pferde umwenden, uns wieder zurückfahren und uns bei der Obrigkeit anzeigen.

Ich hatte ängstlich und mit klopfendem Herzen auf die Unterredung gehorcht, empfand Unwillen über die Aufführung des Menschen und Furcht, aufgehalten zu werden. Endlich fiel mir ein plötzlicher Gedanke ein — es war mehr ein Impuls — ein plötzlicher Entschluß ohne Nachdenken, der mich veranlaßte, mit der Schnelligkeit eines Affen über die Lehne meines Sitzes zu klettern und die Zügel und die Peitsche zu ergreifen, die der Postillon auf das Fußbret niedergelegt hatte. Ich beschloß, auf alle Fälle außerhalb Frankreich sein zu wollen, wer auch zurückbleiben möchte; und ich schlug die Pferde in die Seiten, ohne zu warten, meine Absicht mitzutheilen oder um Erlaubniß zu fragen. Ich hatte zuweilen einen mit Mehl beladenen Karren von der Mühle am Ufer des Flusses zu Pater Bonnevilles Hause hinauf und wieder

zurückgefahren. Ich hegte nicht die geringste Furcht, und obgleich Vater Bonneville: „Halt! Halt!“ rief, fuhr ich doch immer weiter.

Frau von Salins stieß einen furchtsamen Schrei der Ueberraschung und des Schreckens aus; aber ich fuhr immer weiter. Der Postillon lief rufend und fluchend dem Wagen nach und versuchte die Zügel zu erhaschen; aber ich versetzte ihm einen heftigen Schlag mit der Peitsche über das Gesicht und fuhr weiter.

Ich weiß nicht, was sich meiner bemächtigte, aber es schien, als wäre ich plötzlich in Freiheit gesetzt worden — befreit von den drückenden Fesseln der ewigen Furcht, des Vorbedachts und der Aengstlichkeit. Die französische Grenze war hinter mir, wo es, wie ich glaubte, keine Guillotine, keine Spione, keine Vigilanten — keine Sansculottes mit blutigen Köpfen auf Lanzen gab. Ich war frei zu handeln und zu denken, zu reden, zu kommen und zu gehen, wie ich wollte. Der kalte und schwere Zauber des Schreckens, der auf mir gelastet, war gebrochen, sobald ich die Grenzlinie überschritten hatte, und die erste Anwendung, die ich von meiner Entzauberung machte, war, die Pferde jenen Hügel wie ein Wahnsinniger hinunterzutreiben. Pater Bonneville hielt sich an der Seite des Wagens fest. Frau von Salins nahm Mariette in ihre Arme; aber ich fuhr noch immer ohne Furcht oder Bedenken weiter. Nicht als wäre

ich achtlos gewesen für die Befehle meines guten Lehrers oder unempfindlich für die Unruhe der Frau von Salins; aber es hatte sich meiner ein Geist bemächtigt, dem ich nicht widerstehen konnte. Ich hegte keine Furcht, und darum sah ich nicht ein, warum sie welche hegen sollten. Das Mittel, welches ich anwendete, schien meiner jungen Einsicht nach die einzige Wahrscheinlichkeit der Rettung zu gewähren, und daher dachte ich, sie sollten sich ebenso sehr darüber freuen, wie ich. Und weiter ging es, so daß der trockene Märzstaub sich in Wolken um uns erhob, und wir ließen den unglücklichen Postillon fluchend und schreiend weit hinter uns.

Zum Glück für mich waren die Pferde fügsam und seit langer Zeit gewohnt, den Weg zwischen den beiden Posthäusern zurückzulegen. Wenn sie einen eigenen Willen gehabt hätten und dieser Wille dem meinigen entgegen gewesen wäre, so möchten wohl die meisten von uns die Köpfe und Beine zerbrochen haben; aber sie sahen meinen Zweck ein, und obgleich nicht an die Hand gewöhnt, die sie lenkte, fügten sie sich doch bereitwillig meiner Leitung, und das war ein Glück, denn etwa halbwegs den Hügel hinunter lag mitten auf dem Wege ein ungeheurer Stein, der uns unfehlbar in das Thal hinunter gestürzt hätte, wenn eins von den Rädern damit in Berührung gekommen wäre. Das dritte Pferd setzte mich ein we=

nig in Verlegenheit aber endlich kamen wir doch ohne Unfall am Fuße des Hügels an.

„Halte sie an, halte sie an, Louis,“ rief Pater Bonneville, als in der That alle Gefahr vorüber war.

„Ich kann es jetzt nicht, Vater,“ versetzte ich, ein wenig an den Zügeln ziehend, „aber sie werden im Augenblick von selber langsamer gehen.“

Noch beinahe eine Stunde weit fuhren wir in vollem Galopp. Dann gingen die guten Thiere langsamer weiter, mit Ausnahme des dritten Pferdes, welches den Kopf schüttelte und an dem Zügel zerrte, wenn ich es lenken wollte; endlich aber fügte es sich dem Beispiele und trabte ruhig mit den andern beiden fort.

Als wir eine Strecke weiter gekommen waren, sah ich mich freudig um und sagte:

„Wir haben jenen Schurken weit zurückgelassen.“

„Louis, Louis, Du hättest dies nicht thun sollen!“ rief Pater Bonneville den Kopf schüttelnd.

Aber Frau von Salins faßte seinen Arm und sagte:

„Er hat uns gerettet, Vater. Stellen Sie einer solchen Entschiedenheit und Geistesgegenwart ja Nichts in den Weg. Bedenken Sie, er soll ein Mann werden und solche Eigenschaften sind ihm nöthig.“

Ich war sehr stolz auf ihr Lob, brachte die

Pferde bald zu einem leichten und gewöhnlichen Schritte und fuhr geradezu in das Dorf, welches wir von oben gesehen, und wo sich, wie ich erwartete, das Posthaus befand.

Die Pferde hielten von selber vor der Thür an, und bald waren wir von zwei oder drei Leuten umgeben. Vermöge Pater Bonneville's Sprachkenntniß wurden die Leute, welche gut und freundlich gesinnt zu sein schienen, bald, soweit es nöthig war, mit unserer Geschichte bekannt gemacht. Sie schienen mit Wärme unsere Partei zu nehmen; aber der Postmeister — oder vielmehr der Sohn der Postmeisterin — der sich ein wenig vor der funfzehn bis sechzehn Stunden entfernten französischen Armee fürchtete, ertheilte uns den Rath, unverzüglich weiter zu reisen, sonst möchte unser französischer Postillon uns nachkommen und die Behörden dadurch in Verlegenheit setzen, daß er unsere Verhaftung verlange.

Der Rath war uns allen sehr angenehm; die französischen Pferde wurden ausgespannt und in wenigen Minuten vier frische Pferde, die freilich ein wenig fett und langsam waren, vor den Wagen gelegt. Pater Bonneville deponirte bei dem Postmeister gewissenhaft das Trinkgeld für den zurückgelassenen Postillon und fügte noch einige Franken für den weiten Weg hinzu, den er hatte zurücklegen müssen.

Es lag jetzt wenig daran, ob wir schnell oder langsam reisten, denn wir waren in einem gastlichen Lande und unter freundlichen Leuten, und ehe die Sonne unterging, waren wir viele Meilen über die Verfolgung hinaus.

Elftes Kapitel.

Ein jugendlicher Traum.

Das Gedächtniß ist gewiß eine seltsame Anlage oder Eigenschaft des Geistes — oder wie es sonst mit Recht genannt werden darf, denn ich bin kein Philosoph und wenig bekannt mit den Ausdrücken der Metaphysik. Es scheint oft eine launenhafte Eigenschaft, die ihre eigenen Gegenstände wählt, woran sie sich ergötzt, indem sie andere ausschließt. Aber ich bin nicht ganz gewiß, daß diese Beschuldigung gerechtfertigt ist. Ich bin gewiß, wenn ich mich der Vergangenheit erinnere, so wird das Gedächtniß bei mir — was wohl auch bei Anderen der Fall ist — oft widersetzlich und erinnert mich ohne scheinbare Ursache an alle einzelnen Umstände gewisser Scenen, während es andere, dicht darneben liegende Ereignisse des Lebens übergeht. Auch ist dies nicht immer dem besonderen

Interesse der Scenen zuzuschreiben, die sie uns vor Augen stellt; denn einige von ihnen sind völlig unwichtig, unbedeutend und selbst lächerlich, während Gegenstände, die unser ganzes Geschick berühren, sich nur undeutlich darstellen, wenn sie auch nicht ganz vergessen werden. Das Gedächtniß gleicht einer Schildwache, die Niemand zu dem Schatze, den sie bewacht, ohne die Unterschrift läßt, und wäre es auch der Besitzer des Schatzes selber.

Die Gegenstände und Ereignisse, deren wir uns am besten erinnern, sind in der That die, deren Unterschrift wir auswendig wissen, und in dem Augenblick, wenn irgend ein zufälliger Umstand uns das scheinbar vergessene Paßwort liefert, wird die Thür geöffnet und wir sehen sie wieder, ein wenig bestaubt vielleicht, aber dennoch klar und deutlich. Handlungen sterben nie. Sie sind wenigstens unsterblich, und ich denke nicht, daß sie je für das Gedächtniß sterben. Sie schlummern im Innern, und man bedarf nur des Schlüssels, um sie zu wecken. Die Zeit wird kommen, wo alle erwachen, wo jede Thür des Herzens geöffnet und die Geister der Handlungen und Gedanken des Menschen für seine eigenen Augen wenigstens offenbar sein werden — vielleicht, um seine glücklichen Gefährten in der ewigen Freude — vielleicht seine Quäler in der Hölle zu sein, die er für sich selber gegraben.

Oft wenn ich zurückblicke in mein früheres Leben, sehe ich eine Wolke über einem besonderen Punkte in der Aussicht schweben, die zuweilen auf Tage oder Jahre Alles verbirgt, was jenseits derselben liegt. Dann wird die Wolke plötzlich verbannt von einem zufälligen Worte, einem besonderen Dufte, von dem Gezwitscher eines Vogels, von den Tönen einer alten Melodie — zuweilen löst sie sich in Regentropfen auf — zuweilen wird sie vom Sonnenschein vertheilt und Alles, was darin verborgen ist, zeigt sich dem Blicke in Entsetzen oder in Lieblichkeit. Selbst während ich diese wenigen Seiten geschrieben, sind mir auf diese Weise viele Gegenstände in das Gedächtniß zurückgekehrt, durch die Verbindung eines Ereignisses mit dem andern, welches ich gänzlich vergessen zu haben schien, als ich mich zuerst niedersetzte, um zu schreiben. Welches ist nun das Erste, an was ich mich erinnere? Die übrige Reise, nachdem wir Jülich verlassen, ist mir gänzlich entschwunden.

Ich finde mich, wenn ich zurückblicke, in einem hübschen kleinen Hause mit einem Garten und einem kleinen Springbrunnen im Garten auf sandigem Boden und mit einem Tannenwalde, der sich nach Westen hin erstreckt. Nach Osten hin liegt eine Stadt von nicht großem Umfange, aber dennoch eine Hauptstadt mit einer hohen Hügelreihe in wellenförmiger

Linie hinter derselben und hie und da eine alte Burgruine auf den niedrigeren Punkten.

Vor der Stadt liegt eine weite Ebene, reich und lächelnd, mit Kornfeldern und Weingärten, hie und da ein interessant aussehender Kirchthurm, der ein Dorf oder eine kleine Stadt bezeichnet, und jenseits der Ebene in einer langen gewundenen silbernen Linie fließt ein breiter Fluß — der mächtige Rhein.

O! welche liebliche, sonnige Stellen erheitern den raschen Lauf des stürmischen Lebensstromes! Selbst in meiner eigenen Erinnerung giebt es mehrere von den grünen Stellen — von diesen Oasen in der Mitte der Wüste. Aber bei wenigen kann mein Herz mit solchem Vergnügen verweilen, wie bei den Monaten, die wir in jenem kleinen Häuschen zubrachten. Es gab keine Ereignisse, keine Aufregung für mich und Mariette wenigstens. Ich erinnere mich, wie ich mit ihr in jenem sonnigen Garten umhergewandert, mit ihr gespielt in dem kühlen, luftigen Gartenhause, welches an der einen Ecke stand, ihr Blumen pflücken half, um sie auf den Tisch ihrer Mutter zu stellen, wie ich mit ihr durch den Wald gestreift, unter dem grünen Schatten der Bäume und wie die Tannennadeln unter unseren jungen Füßen knisterten. Hie und da fanden wir einen Ort, wo sich Eichen und Buchen mit den Tannen vereinten und ein dichtes Unterholz unsern Pfad beschränkte; aber als Entschädigung

fanden wir dort immer reiche Schätze von wilden Blumen, schöner in unseren Augen, als die der Garten lieferte. Sehr oft auch saßen wir an den heiteren Maiabenden unter dem kleinen Portal des Hauses — Mariette auf meinem Knie, ihre Arme um meinen Hals geschlungen — und wenn der Himmel dunkel wurde und die Sterne zu schimmern begannen, da horchten wir auf die Töne der Nachtigall, die ihren Gesang fortsetzte, nachdem der ganze Waldchor verstummt war; und wenn einige von diesen eigenthümlichen Tönen kamen, die wir am liebsten hörten, und Mariette wußte, daß jener köstliche Tonfall nahe sei, da erhob sie ihre schönen klaren Augen zu meinem Gesichte, flüsterte: horch und sah mich an, als wollte sie meine Freude theilen und mich die ihre theilen lassen.

O! wie schlang sich jenes Kind um mein Knabenherz. Liebe, liebe Mariette! In Allem, was ich im Leben gesehen, und seltsam und wechselvoll war dieses Leben, sah ich nie Etwas, was ich so sehr liebte, wie Dich! Die erste Frische meiner Gedanken — die erste, zärtlichste, reinste Neigung war Dir geweiht!

Aber ich hatte noch andere Aufgaben zu erfüllen. Der gute Pater Bonneville hatte meine Lektionen wieder begonnen; aber sie waren nicht sehr schwierig und ich begann Mariette zu unterrichten. Wie

dies kam, muß ich erklären. Frau von Salins, die in der Zeit der Gefahr und der thätigen Anstrengung so große Standhaftigkeit gezeigt hatte, wurde in der Zeit der Ruhe kummervoll, matt und unthätig. Sie war offenbar sehr ängstlich wegen Etwas — wir sahen sie oft in Thränen — und wenn sie in die nahe Stadt ging, was täglich geschah, um nach ihren Briefen zu sehen, kehrte sie mit einem Blicke der vereitelten Erwartung und der Trostlosigkeit zurück. Sie begann Mariette indessen selber ein wenig zu unterrichten; denn aus verschiedenen Gründen war der Unterricht des lieben Kindes vernachlässigt worden. Es war indessen immer eine Aufgabe für sie und ihr Geist schien sich mit anderen Dingen zu beschäftigen, bis endlich der gute Pater Bonneville den Vorschlag machte, daß ich sie unterrichten sollte, was Marietten Entzücken und mir Freude verursachte. Ich glaube, Frau von Salins war auch sehr damit zufrieden.

Bald war Alles angeordnet, und Mariette und ich begannen förmlich und in guter Ordnung unsere Lehrstunden. Die Bücher, die Schiefertafel, Feder und Dinte wurden zu einer bestimmten Stunde zum Vorschein gebracht, und wenn es schönes Wetter war, saßen wir unter dem kleinen Portal — wenn es regnete in dem kleinen Zimmer, welches die Aussicht dorthin gewährte. Liebes, einfältiges kleines Wesen! welch eine unendliche Mühe verursachte sie mir. Sie

kannte die Buchstaben noch nicht zur Hälfte, als ich anfing, sie zu unterrichten, und verwechselte beständig das P und B, das G und D. R und S machten ihr ebenfalls große Schwierigkeiten, und es währte eine lange Zeit, ehe sie das Buchstabiren lernte. Sie war auch so flüchtig. Wenn ich meine junge Philosophie auskramte und mich angestrengt bemühte, ihr die durch die verschiedenen Zusammensetzungen der Buchstaben hervorgebrachten Laute begreiflich zu machen, fuhr sie plötzlich auf und lief in den Garten, um einen Schmetterling zu haschen oder eine Blume zu pflücken. Wenn sie dann zurückkehrte und gescholten wurde, schmeichelte sie ihrem sanften jungen Lehrer, küßte seine Wange, streichelte sein Haar und wußte es auf die eine oder die andere Weise dahin zu bringen, „gut" unter jede Lektion geschrieben zu erhalten, um es ihrer Mutter zu zeigen. Ich besitze das Buch noch, ganz voller Nadelstiche und seltsamer Figuren, die sie mit der Feder darauf gekritzelt, und unter jeder Lektion steht „gut" geschrieben, obgleich sie in der That oft unartig genug war, um ein anderes Lob zu verdienen. Aber ich war schon damals ein treuer Liebender und vielleicht liebte ich die Fehler des theuren Kindes.

Ueberdies befindet sich am Ende jenes kleinen Lesebuchs eine Seite, die ich später wohl tausendmal geküßt habe. Sie stellt, nicht übel gezeichnet, Ma=

riette dar, wie sie damals war, mit einem kleinen Hunde, der zu ihrem Gesichte aufblickte. O! wie gut erinnere ich mich noch, als es gezeichnet wurde. Ich wußte immer gut mit meinem Bleistift umzugehen, obgleich ich nicht mehr weiß, wann ich zeichnen lernte; aber als wir dem Ende des Buches nahe kamen, versprach ich Mariette, wenn sie recht artig sein und die noch übrigen Lektionen in einer Woche beenden wolle, so werde ich sie auf das letzte Blatt zeichnen mit einem eingebildeten Hunde, den sie sich in der Zukunft wünschte; denn sie liebte die Hunde außerordentlich und ich glaube, der höchste Wunsch ihres Herzens in dem Augenblick war, einen eigenen Hund zu besitzen. Ehe der Sonnabend kam, waren die Lektionen zu Ende und ich wurde sogleich an mein Versprechen erinnert. Wir saßen unter dem Portal, während der westliche Himmel purpurroth glühte, und sie mußte aufstehen und sich in einiger Entfernung hinstellen. So zeichnete ich sie leicht mit Feder und Dinte, und dann zu ihren Füßen, aus der Phantasie, den besten Hund, der mir einfiel, seine Ohren zurückfallend und zu ihr aufblickend. Wie entzückt war sie, als sie es sah, und wie klatschte sie in ihre kleinen Hände! Es war Alles reizend, aber ganz besonders der Hund, und ich zweifle nicht, daß sie überzeugt war, sie würde gerade einen solchen Hund bekommen. Sie lief damit zuerst zu Pater Bonneville, der im nächsten Zimmer saß,

und dann zu ihrer Mutter, die an dem Abend sehr traurig war; aber sie küßte ihr Kind; sah die Zeichnung an und ließ einige Thränen darauf fallen, wovon noch die Spuren zu sehen sind.

Dann kam Mariette zu mir zurück, dankte mir, umarmte mich und erklärte, ich sei der liebste, beste Junge, der je gelebt, und wenn sie erst groß wäre, wolle sie mich auch an das Ende eines meiner Bücher zeichnen, mit einem Hunde so groß wie ein Pferd.

Dies ist vielleicht Alles sehr unbedeutend und fast nicht des Erwähnens werth, aber in jenen unbedeutenden Zeiten und in jenen unbedeutenden Dingen liegen die glänzendsten und lieblichsten Erinnerungen meines Lebens. Es war Alles so rein, so kunstlos, so unschuldig. Da waren wir in jenem kleinen Garten, wie in einem Paradiese und die Atmosphäre aller unserer Gedanken war die Luft Edens.

Dergleichen Dinge währen niemals lange. Ich erreichte meinen dreizehnten Geburtstag dort, und er wurde mit freundlicher Heiterkeit von Pater Bonneville und Frau von Salins begangen. Mariette wand mir einen Blumenkranz und setzte ihn mir nach dem Mittagessen auf; aber das war unser letzter glücklicher Tag auf eine lange Zeit. Am nächsten Tage ging Frau von Salins wie gewöhnlich in die Stadt und Pater Bonneville ging mit ihr. Sie blieben lange aus, und als sie zurückkehrten, schimmerten die Au=

gen der Frau von Salins vor Freude, und wenig ließ ich mir träumen, daß es mir so schweres Leid bedeuten würde.

„Höre, Louis," sagte Pater Bonneville, „Frau von Salins hat endlich gute Nachrichten erhalten. Sie muß noch diesen Abend nach England abreisen. Der Wagen und die Pferde werden in einer Stunde hier sein und wir müssen ihr alle bei ihren Vorbereitungen helfen."

„Und Mariette?" fragte ich mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Unruhe, „bleibt sie hier?"

„Nein, mein Sohn," versetzte Pater Bonneville fast ungeduldig. „Sie geht natürlich mit ihrer Mutter."

Erwachsene, besonders alte Leute vergessen die Gefühle der Kindheit und schätzen die Qualen und Freuden der Jugend zu gering. Gesegnet ist der Mann, der irgend Jemandem eine glückliche Kindheit gewährt. Wir können das reifere Alter nicht vor seinen Qualen und Leiden schützen, aber wenn wir wollen, können wir uns versichern, daß der glänzendste Theil jenes zugemessenen Zeitraums — jener Theil, wo das Herz rein ist und die Gedanken unbefleckt — bei denen, die wir lieben, frei ist von den Qualen und Sorgen, die, so unbedeutend sie auch in unseren Augen sein mögen, in den Augen eines Kindes voll bitterer Bedeutung sind.

Pater Bonneville wußte nicht, wie tief seine

Nachricht mein Herz darnieder drückte. Ich wollte die erste Mannheit meiner Zehner nicht durch Thränen entwürdigen, obgleich die Neigung dazu sehr stark war, und ich half so viel ich konnte bei den Vorbereitungen. Aber o! wie sehr wünschte ich, es möchte den Pferden irgend ein Unglück begegnen, ehe sie unsere Thür erreichten, oder der Wagen zusammenbrechen — kurz, es möchte irgend etwas geschehen, was mir noch einen Tag gewähren würde. Es sollte aber nicht sein; die häßlichen Thiere und der nicht viel weniger häßliche Postillon erschienen nur etwa eine halbe Stunde später, als es bestimmt worden war, das Gepäck wurde auf den Wagen geschafft und Frau von Salins begab sich vor die Hausthür. Sie umarmte Pater Bonneville zärtlich und dann mich, indem sie eine kleine goldene Kette nahm und sie mir um den Hals hing. Es war ein kleiner Ring daran befestigt, welcher, wie ich später fand, eine Locke von ihrem und Mariettens Haar enthielt.

„Behalten Sie sie, Louis, behalten Sie sie immer," sagte sie. „Ich weiß nicht, wann wir einander wiedersehen werden; aber ich bitte Gott, Sie zu segnen, mein lieber Sohn, und Ihnen Alles zu vergelten, was Sie für mich und mein Kind gethan haben."

In dem Augenblick schien Marietten der Gedanke an eine lange Trennung zuerst einzufallen. Sie weinte

so heftig, wie ich es nur je gesehen, und als ich sie in meine Arme nahm, hielt sie sich so fest an meinem Halse, daß es kaum möglich war, sie zu entfernen. Frau von Salins weinte auch, stieg aber langsam in den Wagen, und Pater Bonneville machte die Arme des lieben Kindes los und trug sie zu ihrer Mutter. Mehr konnte ich nicht ertragen, und auf mein Zimmer eilend, gab ich mich meinen Gefühlen hin. Ich blickte nur einmal auf, um noch einen Blick zu erhaschen, doch jetzt hörte ich das widerwärtige Geräusch der Wagenräder, als sie davon fuhren.

Zwölftes Kapitel.

Ein Ueberblick.

Ich habe oft darüber nachgedacht, was in dem Geiste eines Katholiken vorgehen muß, wenn er sich auf die Beichte vorbereitet.

Dieser Ausspruch wird vielleicht meine Leser überraschen und sie werden ausrufen:

„Eines Katholiken! Ist nicht der Verfasser dieser Selbstbiographie in einem katholischen Lande geboren, von einem katholischen Priester erzogen worden und ist er nicht selber ein Katholik? Oder will er damit sagen, daß er nie zur Beichte gegangen?"

Dies Alles soll später erklärt werden. Ich rede hier nur von einem Ueberblick über alle Handlungen und Ereignisse, die in einem gewissen Zeitraume der Vergangenheit geschehen sind, und von der Prüfung

derselben vermöge der Vernunft und des Gewissens, sowie von dem Versuche, alle Nebel der Leidenschaft, des Vorurtheils und Irrthums hinwegzuräumen, die den Menschen umgeben und seinen Blick im Augenblick der Anstrengung oder Verfolgung verdunkeln. Dies ist nicht gerade die Aufgabe, die ich mir stelle. Ich will nur eine kurze Uebersicht der Ereignisse der nächsten zwei oder drei Jahre meines Lebens geben. Es wird mehr eine Sammlung von Erinnerungen sein, die oft von einander getrennt und niemals besonders scharf begrenzt sind.

Nach Mariettens Abreise war ich mehrere Wochen sehr traurig und schwermüthig. Pater Bonneville schien, bei aller seiner Freundlichkeit und Zärtlichkeit und bei seiner größeren Rücksicht für die Fehler und Schwächen Anderer, als für seine eigenen, anfangs meine Empfindungen nicht begreifen und sich vorstellen zu können, daß die Gesellschaft eines kleinen Mädchens von sechs Jahren für einen Knaben von dreizehn Jahren so nothwendig werden könne, bis er wiederholt darüber nachgedacht. Er überzeugte sich indessen endlich, daß ich mich nach Mariette sehne, wie er es nannte. Dann bemühte er sich, mich auf verschiedene Weise zu unterhalten — beschäftigte meinen Geist mit neuen Studien — verschaffte mir viele englische Bücher und lenkte meine Aufmerksamkeit auf das Studium der deutschen Sprache, die er selber gut

sprach und die ich mir mit der Leichtigkeit der Jugend aneignete. Wir wissen alle, wie Kinder eine Sprache mehr einsaugen, als lernen, und ich hatte damals die glückliche Fähigkeit der Aneignung noch nicht verloren.

Dies Alles hatte seine Wirkung. Während ich meinen Geist mit anderen Gegenständen beschäftigte — denn ich trieb Alles mit Ernst, ja mit Lebhaftigkeit — dachte ich wenig an meine Einsamkeit; wenn aber meine Lektionen beendet waren und ich, des Lesens müde, nicht spazieren gehen wollte, saß ich in unserem kleinen Garten, blickte um mich und stellte mir die hübsche Figur meiner lieben kleinen verlorenen Mariette vor, wie sie unter den Bäumen und Gesträuchen umhertanzte, und glaubte fast ihre liebliche Stimme zu hören und das Geplauder, welches mich so sehr ergötzte.

Eines Abends, als ich so dasaß und auf den Weg hinausblickte, der sich zwischen unserem kleinen Hause und dem Walde dahinzog, sah ich eine alte Frau mit langsamen und ermüdeten Schritten die Straße daherkommen, die zur Stadt führte. Vielleicht würde ich nicht viel auf sie geachtet haben, wäre nicht ihre Kleidung ganz verschieden von der der Bauerfrauen aus der Gegend gewesen. Es war ein Kostüm, welches alte Erinnerungen erweckte, nämlich das der Provinz, in welcher ich erzogen, wenn auch nicht

geboren war. Da war die weiße Haube, deren Seitentheile beinahe bis auf die Schultern niederhingen und deren oberes Ende sich beinahe wie ein Helm emporhob. Der Himmel weiß, wie sie gebaut war, aber es war ein sehr künstliches Bauwerk. Dann kam die zierliche kleine Jacke von dunkelfarbigem Baumwollenzeug und der kurze Rock von rothem Tuch, nebst den blauen Strümpfen mit den rothen Zwickeln und den hohen Schuhen und den silbernen Schnallen. Sie trug ein ziemlich großes Bündel in der Hand und hielt ihren Kopf aufrecht, obgleich sie offenbar ermüdet war. Als sie aber näher kam, sah ich das runde, trockene, apfelartige Gesicht, mit zwei glänzenden schwarzen Augen und einer Nase von beträchtlicher Größe. Ich war im Augenblick aufgesprungen und gleich darauf lag die gute alte Jeanette in meinen Armen.

Ich darf nicht erst sagen, wie erfreut ich war, sie zu sehen, so wie auch der gute Pater Bonneville; auch will ich nicht ihre ganze einfache Geschichte erzählen, seitdem wir sie in Frankreich zurückgelassen, noch auch, wie sehr wir uns wunderten, daß sie eine so weite Reise in völliger Sicherheit zurückgelegt hatte. Ihr Bericht zeigte indeß, wie einfach der ganze Vorgang gewesen, obgleich ich damit nicht sagen will, daß Jeanette ihre Angaben in den einfachsten Ausdrücken mittheilte. Sie war nicht ohne ihren Antheil an

Eitelkeit, so unschuldig und ursprünglich dieselbe auch war. Sie bemühte sich freilich nicht, den Werth ihrer Dienste und die Anhänglichkeit an uns zu erhöhen, doch schien sie zu glauben, daß sie durch die Gefahren und Entbehrungen, die sie ausgestanden, an Wichtigkeit zugenommen habe. Sie erzählte uns, wie weit sie zu Fuß gegangen, wo sie in eine Diligence gestiegen, wo sie Jemand auf einem Wagen mitgenommen, wo sie kein Abendessen bekommen, wo sie gut gespeist, wo sie wenigstens um funfzehn Sous betrogen worden und wo der Wirth und die Wirthin gute ehrliche Leute gewesen und sie gegen eine billige Vergütung gut bewirthet hätten. Ihre großen Schwierigkeiten hatten in Deutschland begonnen. Von der Sprache verstand sie Nichts, aber durch Beharrlichkeit und Geduld und dadurch, daß sie jeder Person, die ihr begegnete, mochte sie nun ihre Sprache verstehen oder nicht, Fragen vorlegte, war sie endlich zu dem Platze gelangt, den der letzte Brief des guten Pater Bonneville als seinen Wohnort angegeben hatte, nachdem sie einen Umweg von mehr als dreihundert Stunden gemacht hatte. Sie betrachtete es als eine wichtige Heldenthat und war natürlich stolz darauf; doch hielt sie es für gut, ihre Beweggründe anzugeben, hieher zu kommen — obgleich diese Gründe nicht sehr zusammenhängend und folgerichtig waren. Freilich war Pater Bonneville sehr betroffen über einige von den

Handlungen seiner guten Haushälterin; denn er hatte einen sehr großen Widerwillen, unredliche Waffen selbst gegen die anzuwenden, welche eben solche gegen ihn anwendeten. Als Jeanette seine Abwesenheit der Behörde angezeigt, hatte man seine Bücher, Papiere und Hausgeräthe in Beschlag genommen, worauf man eine Auktion angestellt und Alles verkauft hatte; aber Jeanette behauptete kühn, der Priester wäre ihr seit langer Zeit ihren Lohn schuldig und machte Ansprüche an seine Effekten. Sie brachte einen Vertrag zwischen ihr und Pater Bonneville zum Vorschein, worin der monatliche Lohn deutlich angegeben war, und da die Behörde keine Quittung aufweisen konnte, so sah man sich genöthigt, die Rechnung der guten Haushälterin anzuerkennen und ihre Forderung von dem Gelde zu berichtigen, welches man aus dem Verkaufe gelöst. Einige lachten freilich und sagten, das gute Weib habe die erste große Kunst gelernt, für sich selber zu sorgen, während Andere sie aus dem Grunde vertheidigten, daß es lobenswerth sei, einen Aristokraten auszuplündern. Sie citirten sogar das Beispiel des Moses und Pharao, wo die Plünderung der Aegypter nicht nur gebilligt, sondern anbefohlen wurde.

Die Summe, welche Jeanette erhalten, war keineswegs unbeträchtlich; aber sie hatte die trügerische Behörde nicht zu ihrem eigenen Vortheil hintergangen. Die Summe, die Pater Bonneville ihr zurückgelassen,

und der Lohn, den er ihr ausbezahlt, reichte hin, sie mehrere Monate bei ihrer frugalen Lebensweise in Angoumois zu erhalten, sie durch ganz Frankreich zu bringen, so daß sie noch einige Dutzend Franken übrig hatte, als sie Deutschland erreichte. Das Geld, welches sie von der Behörde erhalten und in einem leinenen Beutel sorgfältig aufbewahrt hatte, brachte sie jetzt zum Vorschein und übergab es den Händen des Pater Bonneville, der, um die Wahrheit zu sagen, nicht recht wußte, was er in diesem besonderen Falle thun sollte. Jeanette rechtfertigte ihre Handlungen gegen die Behörde nach denselben Grundsätzen, wie einige Mitglieder der Behörde ihre muthmaßlichen Handlungen gegen Pater Bonneville gerechtfertigt hatten. Sie wußte freilich nicht viel davon, daß es sich rechtfertigen lasse, die Aegypter zu berauben; aber ihr Geist war nicht verfeinert genug, um einzusehen, was es schade, Betrüger zu betrügen oder Plünderern einen Theil ihrer Beute abzunehmen.

Ich glaube, der gute Pater sprach ernstlich mit ihr über diesen Gegenstand, als ich nicht zugegen war; aber was aus dem Gelde wurde, weiß ich nicht. Ich kann nur sagen, daß es ihm niemals an Geld zu fehlen schien und daß all jenes romantische Ungemach, welches sich um die Abwesenheit eines Kronenthalers dreht, uns selbst in unserer Verbannung erspart wurde.

Die Zeit verging. Jeanette wurde wieder in ihren alten Posten eingesetzt, mit Hinzufügung einer andern deutschen Dienerin. Die, welche sie bei uns gefunden, hatte zu despotische Ideen und wollte sich aus guten Gründen nicht einer fremden Vorgesetzten oder der Beaufsichtigung der Rechnungen und der Preise unterwerfen, die jetzt eingeführt wurde. Man suchte und fand daher ein anderes deutsches Mädchen, welches jünger, unerfahrener und folglich weniger zuversichtlich war und es für einen und einen halben Thaler monatlich übernahm, die schwereren Hausarbeiten unter Jeanettens Befehl zu verrichten.

Unser friedliches Dasein sollte indessen nicht sehr lange währen. Die Erfolge der Verbündeten, die damals mit den Republikanern Frankreichs sowohl an der nördlichen, als an der östlichen Grenze kämpften, verschafften uns auf eine Zeitlang Ruhe und Sicherheit. Wir hörten von der Niederlage der französischen Armee bei Neerwinden und von dem Fall von Valenciennes und Condé, nebst unbestimmten Gerüchten von dem Abfalle des General Dumouriez und von der Flucht einiger der berühmtesten Generale in der französischen Armee. Diese letzteren Ereignisse gewährten dem Pater Bonneville große Freude und Zufriedenheit, denn sein hoffnungsvoller Geist sah der Wiedereinführung der Gesetze und der Ordnung in seinem Vaterlande, sowie der gänzlichen Unterdrückung der anar-

chischen Partei in Frankreich durch die Geschicklichkeit des General Dumouriez und die Bajonnette der Oesterreicher, vereint mit allen Wohlgesinnten und Gemäßigten im Lande selbst, entgegen.

Viele Andere theilten dieselben Täuschungen; aber die Manifeste der Oesterreicher hemmten bald allen Enthusiasmus selbst von Seiten der Ausgewanderten. Man erbot sich nicht, die Freunde der Ordnung bei der Wiedereinsetzung der Monarchie zu unterstützen, und von dem Augenblicke an, als die edleren und klügeren Pläne des General Dumouriez durch die Umstände vereitelt wurden, begann man freudig einen Krieg des Angriffes und der Zerstückelung gegen Frankreich.

Ohne Zweifel erregte dieser Umstand einigen Unwillen in der Brust des Pater Bonneville, der sein Vaterland zu sehr liebte, um es unter irgend einem Vorwande durch das Schwert getheilt zu sehen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber diese Gegenstände erschienen mir nicht in demselben Lichte. Ich glaubte, das französische Volk habe ein großes Verbrechen begangen und verdiene Strafe, als wäre es ein einzelner Mensch. Ich glaubte, alle Unterstützer der Ordnung und des konstitutionellen Systems wären eines großen Verbrechens schuldig, nicht viel weniger als das der Anarchisten, indem sie sich feig zurückzogen, als große Fragen verhandelt wurden, die das Schicksal Frank-

reichs betrafen, welches von der einfachen Anstrengung einer wohlgeordneten Bürgerschaft abhing; und ich sah nicht ein, warum sie nicht wegen ihrer Nachlässigkeit bestraft werden sollten, die nachtheiliger in ihrer Wirkung war, als alle Bosheit der Terroristen — ich sah nicht ein, warum die, welche entsetzliche Verbrechen unter dem Namen der Gerechtigkeit begingen, nicht unter dem Schwerte der Gerechtigkeit fallen sollten, und ich bekenne, ich sah mit nicht geringer Freude und Zufriedenheit einer Periode der Wiedervergeltung entgegen. In meiner Unbekanntschaft mit den Staatsangelegenheiten war es mir gleichgültig, ob dies durch die Oesterreicher, die Preußen oder irgend eine andere Nation auf der Erde geschah; aber Frankreich verdiente Strafe und ich hoffte, es würde bestraft werden.

Die Erwartungen der Wiedervergeltung sollten lange unerfüllt bleiben. Die Manifeste der Verbündeten wirkten mit großer Kraft und brachten Kombinationen hervor, die man durchaus nicht erwartet hatte. Die Royalisten, die Konstitutionellen, die noch in Frankreich waren, rüsteten sich, Operationen zu widerstehen, deren anerkannter Zweck die Zerstückelung Frankreichs selber und nicht die Wiederherstellung einer verbesserten Monarchie war. Sie waren bereit, selbst ihre Todfeinde im Lande zu unterstützen, indem sie sich den jüngst erklärten Feinden des ganzen Landes

widersetzten, die auf zwei Grenzen anrückten. Die Republikaner wurden zu den kräftigsten und erfolgreichsten Anstrengungen aufgeregt, um einen langsamen und vorsichtigen, aber siegreichen Feind von ihren Grenzen zurückzutreiben, und selbst die Ausgewanderten, die an den Ufern des ganzen Rheins zerstreut waren, protestirten laut gegen einen Plan, der nicht nur die Unverletzlichkeit Frankreichs, wie es damals existirte, bedrohte, sondern auch erwarten ließ, daß die Monarchie einiger ihrer schönsten Provinzen würde beraubt werden, wenn die rechtmäßige Linie ihrer Fürsten je sollte wieder hergestellt werden.

Man konnte kein Mittel erdenken, welches so wohl berechnet war, die größtmögliche Anzahl Franzosen zur Opposition gegen eine Kontrerevolution zu vereinigen und alle Anderen gleichgültig gegen den Fortschritt der verbündeten Waffen zu machen, als die Proklamation des Prinzen von Koburg. Einige dachten freilich wie ich; aber meine Gedanken waren ohne Zweifel knabenhaft; denn ich habe immer bemerkt, daß nur Erfahrung und die harten Lehren der Welt Mäßigung mit sich führen.

Pater Bonneville sprach selten über diese Gegenstände mit mir, denn er hatte mit Recht keine hohe Meinung von meinem Urtheil in Dingen, von welchen ich nur eine sehr unbestimmte Kenntniß haben konnte;

und er wußte nicht, wie oft und wie tief ich über solche Fragen nachdachte.

Die Belagerung und Einnahme von Mainz, die Unthätigkeit Custines und der Rückzug der sämmtlichen französischen Armeen innerhalb der Grenzlinie schien uns auf lange Zeit vollkommene Sicherheit in unserem ruhigen und angenehmen Zufluchtsorte an den Ufern des Rheins zu gewähren, als plötzlich jener wilde und rachsüchtige Geist der Reaktion ausbrach, der ganz Frankreich fast wie einen Mann gegen die Angriffe von außen bewaffnete und bald Alles wieder gewann, was es unter einer schwachen Regierung und unter einem unerfahrenen Kommandeur verloren hatte.

Gegen Ende des Jahres wurde unsere Lage ein wenig gefährlich. Nach einer langen Reihe glücklicher Erfolge, deren Früchte sämmtlich durch Unentschiedenheit oder Zögerung verloren gingen, sahen sich die verbündeten Armeen selber angegriffen und besiegt, und der wilde Geist der Franken, der kriegliebendsten Nation auf Erden, war bald bereit, das flammende Schwert in alle benachbarten Länder zu tragen.

Ich habe diese kurze Uebersicht nur gegeben, um die Ereignisse mit einander zu verbinden, ohne damit andeuten zu wollen, daß ich zu jener Zeit alle Thatsachen kannte oder verstand, und jetzt mich derselben

ohne Hülfe von Büchern zu erinnern vermöchte. Meine eigenen Erinnerungen sind sehr unbedeutend und nur persönlich. Wir blieben noch einige Monate in jenem kleinen Hause am Rhein. Ich erinnere mich, daß der warme, heitere Sommer in den düsteren Herbst und endlich in den Winter überging. Dann kamen verschiedene Gerüchte und Zeitungsberichte, und endlich eine weite Reise, bis ich mich in einer zierlichen alten Stadt an der Grenze der Schweiz befand, in deren Nähe der Rhein über hohe Felsen dahinstürzt und den Rheinfall bei Schaffhausen bildet.

Der Ort ist nur in meinem Gedächtniß geblieben wegen der Schönheit des Wasserfalles, den ich später wohl großartiger, aber nicht malerischer gesehen, und wegen eines kleinen Ereignisses, welches mir dort manche Stunde erheiterte. Eines Tages wurde in meiner Gegenwart ein Brief an Pater Bonneville abgegeben, der ein kleines an mich adressirtes Billet enthielt. Dies war der erste Brief, den ich je in meinem Leben erhalten hatte, obgleich ich jetzt zwischen vierzehn und funfzehn Jahren alt war, und die Empfindungen, als er mir eingehändigt wurde und ich meinen Namen auf dem Kouvert sah, waren sehr seltsam. Meine Einbildungskraft wendete sich nach allen Seiten, um zu errathen, woher er wohl kommen möge. Das Geheimniß eines eigenen isolirten Da=

seins, welches sich häufig meinen Gedanken darstellte, war das Erste, wornach meine Phantasie haschte; aber ich blieb nicht lange in Ungewißheit. Das Siegel war bald gebrochen und ich fand einige Zeilen in einer geläufigen, kindlichen Handschrift, sehr gut geschrieben und sehr gut ausgedrückt, und darunter den Namen „Mariette de Salins."

Sie sagte darin, sie schreibe, um mir, ihrem lieben Lehrer, zu zeigen, welche Fortschritte sie in ihren Studien gemacht habe, und mir zu sagen, daß sie mich, obgleich sie jetzt eine große Anzahl Gespielinnen habe, eben so sehr, wie immer, und mehr, als sie alle liebe. Sie bat mich, sie nicht zu vergessen, obgleich sie nicht zweifle, daß ich ein großer, großer Mann geworden und sie nur noch ein kleines Mädchen sei.

Ich kann nicht aussprechen, wie viel Vergnügen mir dies gewährte, denn der Gedanke hatte mich niedergedrückt, daß in dem Geiste der kleinen Mariette durch neue Scenen und neue Umstände alle Erinnerung an ihren jungen Gespielen bald würde verwischt werden. Daß dies noch nicht der Fall war, gewährte mir an sich schon großes Vergnügen; aber ich hegte die Hoffnung, daß der Umstand, an mich schreiben und sich unseren kindlichen Umgang zurückrufen zu müssen, alle ihre Erinnerungen an die Zeit, die wir

miteinander verlebt, erneuern und dem Gedächtniß gleichsam einen neuen Haltpunkt gewähren würde.

Unser Aufenthalt in Schaffhausen währte nur wenige Monate, denn der Fortgang der politischen Ereignisse in Frankreich und der revolutionäre Geist, welcher auf andere Länder Einfluß zu äußern begann, ließ die Ausgewanderten kaum an irgend einem Orte Europas sicher leben, außer in England, und dorthin schien Pater Bonneville nicht geneigt zu gehen. In Schaffhausen setzte ich indessen sehr lebhaft meine Studien fort und hatte die Gelegenheit, mir einige Fertigkeit in männlichen Uebungen zu erwerben, wozu ich sonst niemals Gelegenheit gehabt hatte. Es war eine sehr gute Reitschule in der Stadt, in die mich Pater Bonneville jeden Tag schickte. Ein französischer Verbannter, der wegen seiner Geschicklichkeit im Fechten berühmt war, hatte einen Fechtboden eingerichtet, wo ich bald einer seiner Lieblingsschüler wurde. Ich war jetzt ein großer, kräftiger Bursche, und durch die beständige Anstrengung der Reitschule und des Fechtbodens entwickelten sich bald alle Kräfte meiner von Natur robusten Gestalt. Vor dieser Zeit hatte ich eine etwas gebückte Haltung gehabt, in Folge der Gewohnheit, mich über Bücher und Zeichnungen zu neigen; aber meine Brust erweiterte sich jetzt, mein Schritt wurde fest und ich erlangte ein gewisses militärisches Ansehen, worauf ich sehr stolz war.

So vergingen vier Monate und einige Tage, aber das Gerücht von der Absicht der Franzosen, den Rhein heraufzumarschiren, bewog Pater Bonneville, unser Quartier zu verändern, und etwa vierzehn Tage vor meinem funfzehnten Geburtstage reisten wir nach Constanz am Bodensee.

Dreizehntes Kapitel.

Wechselnde Scenen und Gedanken.

Wir brachten einige Zeit in der Schweiz zu, wanderten von Ort zu Ort und verweilten an keinem länger, als einige Monate. Obgleich nicht sehr reich, fehlte es uns doch nie an Geld; aber es schien mir, als verlängere Pater Bonneville seinen Aufenthalt in verschiedenen Städten in Erwartung von Briefen, und da ich jetzt einige Kenntniß von den Angelegenheiten des Lebens erlangt hatte, schloß ich, daß diese Briefe Geldsendungen enthielten. Woher oder von wem sie kamen, wußte ich nicht, denn Pater Bonneville besorgte seine Geldangelegenheiten allein; in meinem sechzehnten Jahre aber gab er mir regelmäßig Geld, zu viel, um Taschengeld genannt zu werden, und genug, um mich in einer bescheidenen Lebenssphäre davon

zu erhalten, wenn auch nicht alle Ausgaben des Haushalts davon zu bestreiten. Mit diesem Gelde beging ich anfangs, wie vermuthlich alle Knaben, eine große Menge Thorheiten und Verschwendungen. Ich kaufte mir eine schweizer Büchse und wurde ein fertiger Schütze, nicht nur auf dem Schießplatze, sondern auch auf den Gebirgen, und Pater Bonneville, der jetzt zu glauben schien, daß die Erziehung meines Geistes beinahe vollendet sei, munterte mich auf, jene Erziehung des Körpers fortzusetzen, worin der gute Greis nicht mein Lehrer sein konnte. Die schweizer Jäger waren indessen sehr gute Lehrer, und ich erlangte Ausdauer, die mir im späteren Leben sehr nützlich war.

Obgleich ich voll Lebenskraft war und die männlichen Uebungen liebte, schien sich um diese Zeit ein milderer Geist meines Herzens zu bemächtigen. Unbestimmte Träume von Liebe erfüllten mich und hübsche Gesichter und helle Augen brachten seltsame Empfindungen in meiner jungen Brust hervor. Ich wurde ein wenig sentimental, kaufte Rousseaus „Neue Heloise“ und las die glühenden und begeisterten Worte mit unendlichem Entzücken. Die schöne Scenerie, die sonst meine Aufmerksamkeit nur durch die Wirkung der Formen und des Kolorits erregt hatte, schien mir jetzt mit einem neuen Glanze bekleidet zu sein und die Luft der Gebirge schien von einem träumerischen Lichte

erfüllt zu sein, welches von meiner eigenen Phantasie ausströmte. Ich bevölkerte die Höhlen und Schluchten mit schönen Gestalten. Ich wanderte über die Bergspitzen mit schönen Schöpfungen der Phantasie. Meine täglichen Gedanken wurden eine Art Romantik, und manche seltsame Scene wurde vor den Augen der Einbildungskraft gespielt, woran ich selber als Liebender, als Befreier oder Held Antheil nahm.

War meine kleine Mariette diese ganze Zeit über vergessen? O nein! Obgleich ich ihre Züge oder ihren Blick den hübschen Mädchen des Kantons, mit welchen ich zuweilen tändelte, nicht verleihen konnte, so gefiel ich mir doch in der Einbildung, daß jede einen Zug von Mariette an sich habe, und ich erinnere mich nicht, daß die Phantasie mir je eine Heldin für meine Träume geliefert habe, aus deren schönem Gesichte die lieblichen und glänzenden Augen Mariettens mich nicht mit Blicken der Liebe anschauten.

Ich glaube nicht, daß unter allen den vielen Büchern, die geschrieben worden, um das Herz des Menschen zu verderben — und ich fürchte, deren sind zehnmal mehr, als die, welche geschrieben worden, um es zu verbessern — gefährlichere für die Jugend sind, als Rousseaus Werke. Der lebhaften Fülle seiner Phantasie, der mächtigen Begeisterung des Mannes und dem Einschmeichelnden seiner verderblichen Lehren kann nur die Vernunft in ihrer ganzen Kraft, von

der Erfahrung unterstützt, begegnen. Ich entging glücklich dem Verderbniß, aber es geschah nicht durch meine eigene Kraft. Pater Bonneville fand Rousseau auf meinem Tische, und als ich von einer meiner weiten Wanderungen zurückkehrte, setzte er sich nieder, um mit mir den Charakter des Mannes und die Tendenz seiner Schriften zu besprechen. Er zeigte keine Glut, keine heftige Mißbilligung des Gegenstandes meiner Studien; aber er prüfte ruhig und mit unübertroffener Klarheit und Stärke des Geistes die Lehren und Gründe, nahm die schimmernden Schleier hinweg, womit Laster, Selbstsucht und Eitelkeit bedeckt werden, und ließ mich mit einem zu mächtigen Gefühl des Widerwillens gegen den grundsatzlosen Schriftsteller zurück, als daß meine Bewunderung seines Stils und seiner mächtigen Phantasie mich je wieder hätte verlocken sollen. Ich fühlte mich beschämt, und als der gute Pater das Buch schloß, worüber er seine Bemerkungen gemacht hatte, stand ich auf und rief:

„Ich will nie wieder eins von seinen Werken lesen."

„Nicht so, Louis," versetzte Pater Bonneville. Lies seine Werke jetzt nicht. Warte bis Du dreißig Jahre alt bist. Der Geist erlangt gleich dem Körper seine volle Kraft erst nach einer langen Periode der regelmäßigen Uebung und Anstrengung. Du wirst Dich bald in die Welt mischen, die Kämpfe theilen,

ihre Leiden kosten und Dich ihren Täuschungen aussetzen müssen. Du wirst viel von den Menschen und ihren Handlungen sehen. Beachte sie wohl. Verfolge sie von ihren Ursachen bis zu ihren Folgen. Es ist ein Studium, welches nie zu früh begonnen wird und im fünf- oder sechsundzwanzigsten Jahre wenden die Menschen, welche Tugend auf Vernunft zu gründen wünschen, die so gelernten Lehren auf ihre eigenen Herzen an. Wenn Du dies auf weise und systematische Art thust, so werden Dir weder die Werke Rousseaus noch irgend eines andern Menschen schaden. Aber ich wünsche Dir noch Etwas zu sagen, Louis. Das Jahrgeld, welches man Dir gestattet, soll Dir ein Mittel gewähren, praktisch zu lernen, Deine Ausgaben zu regeln — kurz, Dir den Werth des Geldes zu zeigen. Dies ist ein Gegenstand des Studiums, so wie alles Uebrige, und jeder junge Mann muß denselben lernen. Anfangs, wenn er zum Besitze des Geldes kommt, ist es sein natürlicher Wunsch, es zu etwas anzuwenden, wovon er glaubt, daß es ihm Vergnügen gewähren wird, einerlei, was es ist. Und wenn er zahlreiche kleine Summen an Kleinigkeiten verschwendet hat, die ihm keinen wahren Genuß gewähren, so findet er, daß es einen viel wünschenswertheren Zweck giebt, welchen zu erreichen er nicht mehr die Mittel hat. Dann kommt das Bedauern, und es ist sehr heilsam; denn wenn das Experiment

häufig wiederholt worden ist, kommt die Vernunft zu einem Schlusse, der nicht nur auf die bloße Geldausgabe, sondern auf die Anwendung jedes Besitzes, so wie auch der Fähigkeiten des Geistes und Körpers sich bezieht. Der Schluß, den ich meine, ist, daß kleine Genüsse oft große tödten."

Die Unterredung jenes Abends werde ich nie vergessen. Sie gewährte mir zu jener Zeit viel Stoff zum Nachdenken und ich bin seitdem oft darauf zurückgekommen.

Noch ein anderes kleines Bild tritt um dieselbe Zeit klar und deutlich von der Tafel des Gedächtnisses hervor, und ich hege die starke Vermuthung, daß der Umstand, den ich zu erwähnen im Begriffe bin, einen sehr großen Einfluß auf mein späteres Leben hatte.

Wir waren in Zürich und ich hatte an einem Sommerabend einen weiten Spaziergang über die Hügel gemacht. Als ich in die Stadt zurückkehrte, war es dunkel, und als ich in das Haus trat, wovon wir einen Theil gemiethet hatten, fand ich einen Fremden bei Pater Bonneville. Er war ein sehr auffallender Mann und man konnte ihn keinen Augenblick ansehen, ohne von seinem Aussehen betroffen zu werden. Seine Kleidung war außerordentlich einfach, denn sie bestand in einem großen schwarzen Reitermantel, woran sich eine kleine Kapuze befand, und

in hohen Reiterstiefeln. Um den Hals trug er ein weißes Tuch mit vielen Falten und vorn mit einer großen Schleife. Er war groß, wohlproportionirt und im mittleren Alter; aber sein Kopf war der schönste, den ich je gesehen, und sein Gesicht ein vollkommenes Muster der männlichen Schönheit. Ich werde nie sein Auge vergessen — jenes Auge, welches sich bald darauf im Tode schließen sollte. Es lag eine ruhige Kraft in demselben — ein heller, forschender, eigenthümlicher Glanz, der ein Licht über Alles zu ergießen schien, worauf es sich richtete, und als es bei meinem Eintritt ins Zimmer ruhig auf mich fiel und mein Gesicht gleich einem Buche zu lesen schien, röthete sich meine Wange, ich weiß nicht warum. Er blieb noch etwa eine Stunde nach meiner Ankunft und unterhielt sich mit meinem guten alten Freunde in lieblicher und kräftiger Beredtsamkeit, wie ich sie nie, weder früher noch später gehört habe. Meistens wurde von Religion gesprochen, und seine Ansichten, obgleich sehr stark und entschieden, wurden mit Milde und Rücksicht kund gegeben, denn er und Pater Bonneville wichen beträchtlich von einander ab. Der Fremde schien ihm indeß im Streite den Rang abzugewinnen, und ich denke, Pater Bonneville fühlte es, denn er wurde so warm, wie seine milde Natur es gestattete. Endlich aber stand der Fremde auf, legte seine Hand freundlich auf die des Priesters und sagte:

„Lesen Sie, mein guter Freund, lesen Sie! Ein solcher Geist, wie der Ihre, sollte keinen Lichtstrahl ausschließen, den Gott selber uns gegeben, um uns auf unserem Wege zu leiten. Wir Beide berufen uns auf dasselbe Buch als die Grundlage unseres Glaubens, und kein Mensch kann es zu viel studiren. Aus der Wohlthat, die ich selber von jedem Worte, welches es enthält, empfangen, müßte ich schließen, auch wenn mich nicht tausend andere Dinge zu dem Schlusse führten, daß etwas Unrechtes in jenem Religionssystem liegt, welches das große Vorrathshaus des Lichts und der Wahrheit für das Volk verschließt, zu dessen Wohl es da ist.“

Sobald er fort war, rief ich lebhaft:

„Wer ist das?“

„Einer der größten und besten Männer in der Welt,“ versetzte Pater Bonneville, „es ist Lavater.“

Ich hätte gern noch mehr Fragen gethan, aber der gute Pater Bonneville war offenbar an jenem Abend nicht zu weiterer Unterredung gestimmt. Lavaters Besuch war ihm angenehm und interessant gewesen; aber es waren im Verlaufe der Unterredung Worte ausgesprochen worden, die ihm Stoff zu tiefem Nachdenken gewährt hatten. Ich konnte es sehr wohl in seinem Aeußern erkennen, wenn irgend ein heftiger Kampf in dem Geiste des guten Mannes vorging,

und aus Allem, was ich sah, schloß ich, daß es jetzt der Fall sei.

Einige Tage später besuchte er Lavater, der in derselben Stadt wohnte, aber er nahm mich nicht mit. Lavater besuchte ihn wiederholt und sie hatten lange Unterredungen mit einander, wobei ich zuweilen zugegen war. Noch immer schien ein Kampf in Pater Bonnevilles Geiste vorzugehen; er war sehr ernst und schweigsam, wenn gleich so freundlich und sanft, wie immer — oft versank er in tiefe Träumereien und hörte zuweilen nicht, wenn ich mit ihm sprach. Endlich eines Tages, als ich ein wenig früher, als gewöhnlich, von meinem Nachmittagsspaziergange zurückkehrte, fand ich ihn über den Tisch gebeugt und aufmerksam lesend. Als ich mich ihm näherte, bemerkte ich, daß er Thränen in den Augen hatte, wovon einige auf das Buch niedergefallen waren. Er war nicht bemüht, seine Gemüthsbewegung zu verbergen, sondern trocknete seine Augen und seine Brille bedächtig ab, legte seine flache Hand auf das offene Buch, blickte mir ins Gesicht und sagte:

„Louis, Du mußt dieses Buch lesen. Die Menschen mögen sagen, was sie wollen, so wurde es doch immer zur Belehrung, zum Wohl und zum Seelenheil der Menschen geschrieben. Es enthält Alles, was ihnen nöthig ist — und außerdem Nichts.“

Ich blickte ihm über die Schulter und bemerkte, daß es die Bibel war.

„Ich glaubte sie schon längst gelesen zu haben," fügte Pater Bonneville hinzu, „aber ich finde jetzt, daß ich sie lange nicht halb genug gelesen habe."

„Ich will sie sehr gern lesen, Vater," versetzte ich; „aber Pater Mezieres, zu dem Sie mich zur Vorbereitung zu meiner ersten Kommunion schickten, sagte mir, es sei, wenn nicht eine wirkliche Sünde, doch wenigstens eine große Anmaßung, wenn ein Laie außer dem neuen Testamente Etwas davon lesen wolle."

„Achte nicht darauf, mein Sohn," versetzte Pater Bonneville. „Es ist schwer, gegen alte Vorurtheile anzukämpfen und Gedanken auszurotten, die unserem Geiste in unserer Jugend eingepflanzt worden und mit uns herangewachsen sind. Aber in diesem Buche ist Leben und Licht, und Gott verhüte, daß irgend ein Mensch verhindert werden sollte, das Wasser des Lebens zu trinken."

Ein mattes Lächeln verbreitete sich über sein Gesicht, als er sprach, und nach einer augenblicklichen Pause fuhr er fort:

„Du mußt wissen, Louis, ich werde wieder ein Knabe und beginne meine Studien nochmals von einem neuen Punkte aus. In einigen Monaten will ich weiter mit Dir reden und inzwischen jeden Tag meine Lektion nehmen."

Er that es, denn er saß stundenlang, die Bibel oder ein anderes theologisches Buch vor sich, da, aber von dem Tage an bin ich völlig gewiß, daß Pater Bonneville im Herzen ein Protestant war.

Nur noch einen Umstand muß ich hier in Verbindung mit den eben besprochenen Ereignissen erwähnen. Dies war unsere Trennung von der guten Jeanette, die bisher die Begleiterin auf allen unseren Reisen gewesen war. Länger, als einen Monat nach unserer Ankunft in Zürich hatte ich bemerkt, daß sie ängstlich und unruhig aussah. Sie sagte indessen Nichts zu mir über ihre eigenen Gefühle, war aber weniger mittheilend und gedankenvoller als gewöhnlich, konnte eine lange Zeit mit mir in demselben Zimmer sein, ohne ein Wort mit dem zu reden, der, wie ich wußte, der Liebling ihres Herzens war, und ich konnte mehrmals mit ihr sprechen, ohne daß sie es hörte.

Als ich endlich eines Tages in Pater Bonnevilles Zimmer trat, sah ich sie vor ihm stehen und hörte sie zu ihm sagen, als ich hereinkam:

„Ich muß zu meiner Dame gehen. Ich bin gewiß, daß sie krank ist und der Hülfe bedarf. Ich muß gehen und sie aufsuchen. Ich habe jede Nacht von ihr geträumt."

„Gut, Jeanette, gut," versetzte er, „Du mußt Deinen Willen haben; aber Du weißt nicht, was Du unternimmst. Auf jeden Fall wäre es besser, wenn

Du warteteſt, bis ſich eine günſtige Gelegenheit fände, Dich in Sicherheit hinüberzuſchicken.“

Jeanette ſchüttelte indeſſen nur den Kopf und wiederholte mit leiſer Stimme:

„Ich muß gehen und meine Dame aufſuchen.“

Sie blieb noch zwei Tage nach dieſer Unterredung bei uns, und ich erinnere mich ſehr wohl, daß ſie eines Abends in mein Zimmer kam und mich lebhaft anblickte, während ich mit der Sorgfalt eines Jägers meine Büchſe reinigte, ehe ich mich zu Bette begab.

„Ah! Monſieur Louis,“ ſagte ſie in etwas traurigem Tone, „Sie werden ſehr bald ein Mann, und ich denke, Sie werden auch bald ein Soldat werden; aber laſſen Sie ſich nicht auf ihr ſchlechtes Leben ein, und ich bitte Sie, vergeſſen Sie nie Ihre Religion. Es werden ältere und klügere Köpfe, als der Ihre und der meine, verdreht, aber laſſen Sie ſich den Ihrigen nicht verdrehen.“

„Das iſt hoffentlich nicht zu fürchten, Jeanette,“ antwortete ich; „aber was wünſchen Sie, meine liebe alte Freundin?“

„Nichts, Nichts; ich wollte nur ſehen, was Sie treiben,“ verſetzte ſie. „Ich ſehe Ihr Licht oft ſpät in der Nacht brennen, und ich dachte, Sie möchten vielleicht ſchlechte Bücher leſen, die manchen den Kopf

verrücken. Es ist viel besser, eine Flinte zu putzen, Louis — nur vergessen Sie nie Ihre Religion."

Ich lächelte über ihre ängstliche Sorge für Einen, der kein Knabe mehr war, indem ich mir nicht träumen ließ, daß ich so bald eine Person verlieren sollte, die so nahe mit jeder Erinnerung meiner Jugend in Verbindung stand; als ich aber am nächsten Morgen ein wenig später, als gewöhnlich, aufstand, war Jeanette fort, und Alles, was ich von Pater Bonneville erfahren konnte, war, daß sie eine weite und schwierige Reise angetreten, woran er nur mit Unruhe denken konnte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Freuden der Schlacht.*)

Ich kam etwa zwei Stunden von der Stadt den Hügel herunter; aber meine Augen hatten sich auf der Jagd geschärft und ich war völlig gewiß, daß es sich so verhielt. Das Schimmern von Waffen sowohl auf den Höhen oberhalb der Stadt, als auch im Thale auf der andern Seite des Flusses war deutlich sichtbar. Doch so still und schweigend war Alles, daß ich kaum glauben konnte, daß zwei feindliche Armeen einander gegenüber standen. Kein Geräusch unterbrach

*) Hier fehlt ein Theil des Manuscripts von Seite 56 bis 60. Die Lücke wird etwa fünf bis sechs Monate betragen, und der Verfasser hat wahrscheinlich das Fehlende selber vernichtet.

Der Herausgeber.

die Stille der Bergluft. Keine Trompete, keine Trommel war in dem Augenblicke zu hören, und mein Begleiter Karl wollte nicht glauben, daß es so war, wie ich sagte. Bald darauf versenkten wir uns in eine jener tiefen bewaldeten Schluchten an der Seite der Berge und die Scene entzog sich unseren Blicken; als wir aber an der Seite des Berges hervorkamen, sahen wir uns genöthigt, ein wenig hinaufzusteigen, um dann wieder hinunter zu gehen, als der laute Donner einer Kanone durch die Schluchten wiederhallte. Im nächsten Augenblick wurden die Berge von dem Donner einer ganzen Batterie ringsum erschüttert, und als wir die Höhe erreichten, konnten wir eine dichte Wolke bläulichen Rauches unten an zwei wohlvertheidigten Linien dahinrollen sehen.

Karl blieb plötzlich stehen und sagte:

„Wir sind sicher hier, Louis. Wir wollen hier bleiben, bis es vorüber ist. Wir können weder der einen noch der anderen Partei helfen, und man würde uns nur die Köpfe zerschmettern.“

Diese Gründe waren gut genug für ihn, der keine Eltern oder Verwandte hatte und ein Kind der Gebirge war; aber ich dachte an den guten Pater Bonneville und sagte ihm sogleich, daß ich weitergehen würde und warum. Er wollte mit mir gehen, aber ich wollte es nicht zugeben, und die Gemse bei ihm zurücklassend, eilte ich so schnell ich konnte hin=

unter und that manchen verzweifelten Sprung, während der Donner der Kanonen und Musketen mir noch in die Ohren tönte, wo es durchaus nöthig war, stehen zu bleiben und zu überlegen, was zunächst zu thun sei.

Ich war unerwartet, nicht gerade in die Mitte der Schlacht, aber doch in die Nähe eines Punktes zur Rechten der französischen Linie gekommen, wo eine starke Abtheilung Infanterie mit aufgesteckten Bajonetten gegen eine mit Kanonen wohl besetzte Schanze anrückte. Die Kanonen donnerten in der Entfernung von etwa dreihundert Schritten zu meiner Linken auf die anrückende Kolonne und die östreichische Infanterie war bereits nur noch etwa hundert Schritte von der steilen Anhöhe entfernt, auf welcher sich mein Pfad zur Stadt hinzog. Ich selber stand auf einer Höhe des Hügels, ein wenig über beiden Parteien. Das einzige Mittel, weiter zu kommen, war, einen Sprung von etwa zehn Fuß zu einer Stelle hinunter zu thun, wo eine Tanne aus dem kahlen Felsen hervorragte, und von dort auf einem Umwege in den Rücken der östreichischen Infanterie zu gelangen.

Es war ein kühnes Unternehmen, denn wenn ich die Wurzeln des Baumes verfehlte, mußte ich zerschmettert werden, und meine Büchse belästigte mich ein wenig. Ich wagte es indeß, und es gelang mir, und dann eilte ich so schnell ich konnte weiter. Aber

jetzt sah ich eine neue Gefahr vor mir. Die französische Batterie eröffnete ein mörderisches Feuer, und als ich den Punkt erreicht hatte, von wo ich am besten in die Vorstadt gelangen konnte, wurde die österreichische Infanterie auf einen Augenblick zurückgeschlagen und zog sich in großer Verwirrung zurück. Ich weiß nicht, wie ich meine Gefühle in dem Augenblicke beschreiben soll. Furcht empfand ich gewiß nicht, aber ich war völlig verwirrt von dem wilden Lärm und der undeutlichen Bewegung der Scene. Eine Anzahl Soldaten lief in äußerster Unordnung an mir vorüber. Ein Offizier galoppirte ihnen nach und rief und kommandirte eine Zeitlang vergebens. Endlich aber gelang es ihm, sie zu sammeln, gerade als ich vorüberging.

Als sie wieder aufgestellt waren, richtete er seine Augen auf die Fronte, wo sich ein anderes Regiment oder ein Theil eines Regiments bereits gesammelt hatte, und als er mich in der Entfernung von einigen vierzig Schritten sah, gloppirte er auf mich zu und fragte mich in deutscher Sprache, ob ein Weg zur Linken der Linie die Anhöhe hinaufführe. Glücklicherweise war mir die Sprache geläufig und ich bejahte es, indem ich auf den Pfad deutete auf welchem ich gewöhnlich herunterkam. Ohne weiter auf mich zu achten, eilte er an die Spitze seines Korps und ich lief so rasch wie möglich weiter, um dem näch=

sten Angriffe aus dem Wege zu kommen. Da war eine kleine Brücke, die ich passiren mußte, auf welcher nur vier oder fünf Mann neben einander gehen konnten, und über dieselbe drängte sich eine kleine Abtheilung Oesterreicher, die mit gefälltem Bajonnet auf eine überlegene Abtheilung französischer Truppen anrückte, die sich gern zurückgezogen hätten, da sie sahen, daß auf ihrem rechten Flügel ein beträchtlicher Eindruck gemacht worden und daß sie wahrscheinlich würden abgeschnitten werden. Zugleich aber wollten sie sich nicht ohne Widerstand zurücktreiben lassen und mehrere Männer fielen. Ich folgte unwillkührlich den Oesterreichern im Rücken, wo ich einige schweizer Jäger bemerkte, die mir sehr ähnlich gekleidet waren und ihre Büchsen mit tödtlicher Wirkung gegen die Offiziere der republikanischen Armee anwendeten. Ich konnte mich indessen nicht entschließen, ihnen Beistand zu leisten, und behielt meine Büchse unter meinem Arme, das Band um mein Handgelenk geschlungen.

Sobald die Brücke genommen war, drängten sich die Oesterreicher mit größerer Schnelligkeit und Entschlossenheit, als die Franzosen zu erwarten schienen, auf den Platz jenseits derselben, und während ihr rechter Flügel sich in ziemlicher Ordnung zu den Höhen zurückzog, zerstreute sich der linke und suchte Zuflucht in der Vorstadt. Ich nahm dieselbe Richtung und die erste kleine Straße, in die ich eintrat, war mit

Flüchtlingen angefüllt, unter welchen sich eine Anzahl von den Stadtbewohnern befand, welche hinausgegangen waren, um die Schlacht mit anzusehen. Bei dem plötzlichen Andrängen der französischen Soldaten nach jener Richtung war es unmöglich, hindurchzukommen. Obgleich ich einen Tumult vor mir bemerkte und einige Schüsse hörte, so bog ich doch in die erste enge Straße ein, da ich zu meinem Lehrer zu kommen wünschte, der jenseits der dritten Wendung der Straße wohnte.

Als ich dort eintrat, schien die Sonne, die sich zum Untergange neigte, gerade dieselbe hinunter und ich konnte hie und da Gruppen von zwei oder drei Personen sehen, unter welchen ich auch französische Soldaten bemerkte. Ich eilte lebhaft weiter und kam zu drei Personen, die miteinander zu kämpfen schienen. Die erste war ein Frauenzimmer, die zweite ein französischer Soldat und die dritte, die ihren Rücken zu mir wendete, so daß ich das Gesicht nicht sehen konnte, war bemüht, das Frauenzimmer vor Gewaltthätigkeit zu schützen, und seine Figur schien der Lavaters sehr ähnlich. Ich wäre gewiß stehen geblieben, um ihm beizustehen, aber ein wenig weiter ging eine andere Scene vor, die mir nicht Zeit ließ, an irgend etwas Anderes zu denken; aber in dem Augenblicke, als ich vorüber war, hörte ich einen Schuß hinter mir und dann ein dumpfes Röcheln.

Ich achtete nicht darauf, denn einen Steinwurf von mir entfernt erblickte ich einen Greis, dessen Gesicht und Gestalt ich sehr wohl kannte, von einem Soldaten auf brutale Weise behandelt und mit einem Kolbenschlage zu Boden geworfen, so daß er auf den Knieen lag. Im nächsten Augenblick zog der Soldat — wenn ein solches Ungeheuer diesen Namen verdiente — seine Waffe zurück und würde, ehe ich die Stelle erreichen konnte, den Pater Bonneville mit dem Bajonnet durchbohrt haben. Ich sendete einen schnelleren Boten ab, um die That zu verhindern. In einem Augenblick war die Büchse an meiner Schulter und ehe ich noch wußte, daß ich den Stecher berührte, sprang der Franzose einen Fuß hoch vom Boden auf und fiel, in den Kopf getroffen, todt nieder.

Ich verweilte nicht, um nachzudenken — mich zu fragen, was ich gethan — zu überlegen, was es heißt, einem Menschen das Leben zu nehmen oder gegen einen Landsmann zu fechten. Ich dachte nur an den guten und freundlichen Pater Bonneville, und vorwärts springend, erhob ich ihn vom Boden. Er blutete von dem Schlage, den er vor die Stirn erhalten, schien aber nicht schwer verwundet und nur betäubt und verwirrt.

„Schnell ins Haus, guter Vater,“ rief ich. „Schließen Sie die unteren Fenster und die Thür.“

„O! mein Sohn, mein Sohn!" rief er, mich wild anblickend, „mische Dich nicht in diesen Kampf!"

„Lavater ist noch zurück," sagte ich; „ich muß eilen, ihm beizustehen. Gehen Sie hinein, ich werde im Augenblick wieder bei Ihnen sein."

„Thatest Du das?" fragte er, den todten Soldaten und die Büchse in meiner Hand ansehend.

„Ja, ich that es," antwortetete ich in festerem Tone, als man hätte erwarten sollen; „und er verdiente sein Schicksal. Aber gehen Sie hinein, guter Vater. Ich komme im Augenblick zurück."

Während ich sprach, führte ich ihn zur Thür und sah ihn ins Haus eintreten. Dann lief ich die Straße hinauf zu der Stelle, wo ich den erwähnten Kampf gesehen hatte. Zwei Leichen lagen auf dem Pflaster. Die eine war die eines jungen Frauenzimmers von der niederen Klasse, die, eine Bajonnetwunde in der Brust, auf der Seite lag. Die andere war die eines schwarz gekleideten Mannes, der aufs Gesicht gefallen war. Ich wendete ihn um und erblickte Lavaters Züge. Ich faßte seine Hand und die Berührung zeigte mir, daß er todt sei.

Ich kniete, während ich dies that, als ein plötzliches Geräusch mich veranlaßte, aufstehen zu wollen — aber ich konnte es nicht, denn als ich noch auf meinen Knieen lag, wurde ich von zwei oder drei Männern mit den Füßen gestoßen, dann auf den Bo=

den geworfen und von einer Anzahl Oesterreicher in voller Flucht mit Füßen getreten. Alles um mich her wurde dunkel und verwirrt. Ich sah die langen Gamaschen, sowie die Waffen und Uniformen, fühlte die schweren Füße, die auf meine Brust und meinen Kopf gesetzt wurden — und dann war Alles Nacht.

Obgleich in der Mitte des Sommers, waren doch die Nächte in jenen Gebirgsgegenden beständig kühl. Dieser Umstand rettete mir wahrscheinlich das Leben, denn ich muß mehrere Stunden unbeachtet auf dem Pflaster gelegen haben. Als ich wieder zu mir kam, war es beinahe Mitternacht, und ich fand mich von mehreren guten Seelen umgeben. Ein Frauenzimmer benetzte mir Kopf und Brust mit kaltem Wasser, während ein Mann meine Schultern mit seinem Knie unterstützte. Die ersten Gegenstände, die ich sah, waren indessen drei oder vier Personen, welche die Leiche des Frauenzimmers, in deren Nähe ich niedergefallen war, auf einer kleinen Bahre wegtrugen. Lavaters Leiche war schon verschwunden.

„Sieh nur, er öffnet die Augen!" rief das Frauenzimmer, welches sich so freundlich um mich bemühte. „Der arme Junge! Wir werden ihn wieder herstellen. Wohin sollen wir Sie bringen, junger Mann?"

Ich nannte in mattem Tone das Haus, wo wir wohnten, und dann rief ein anderes Frauenzimmer, welches dabeistand:

„Himmel! es ist der junge Lassi! Bringt ihn lieber ins Hospital!“

Ich versuchte vergebens nach Pater Bonneville zu fragen, denn es bemächtigte sich meiner eine matte, todtenähnliche Empfindung und ich sah mich genöthigt, mit mir thun zu lassen, was sie wollten. Man brachte eine wollene Decke herbei, worin ich, wie in einer Hängematte, in das Hospital getragen wurde, welches sich in dem höheren Theile der Stadt befand, und dort legte man mich in einem Saale, wo sich bereits einige hundert Verwundete befanden, auf ein Bett. Ein Wundarzt mit blutigen Händen, der eine Schürze vor und eine Säge unter dem Arme hatte, kam bald zu mir und fragte, wo ich verwundet sei. Ich versuchte zu antworten, konnte mich aber nicht verständlich machen, und die Säge niederlegend, ließ er mich auskleiden und untersuchte meinen Körper. Zwei von meinen Rippen schienen zerbrochen zu sein und mein Kopf war sehr beschädigt und mein ganzer Körper gequetscht und wund. Aber meine Glieder waren ganz geblieben, und in vier oder fünf Tagen, obgleich ich noch große Schmerzen litt, war ich so weit hergestellt, daß ich mich nach Pater Bonneville erkundigen und einen Boten in seine Wohnung abschicken konnte, um ihm sagen zu lassen, daß ich im Hospital zu finden sei.

Pater Bonneville erschien nicht, aber anstatt seiner kam unser Wirth — ein guter, einfacher, redlicher

Mann von freundlicher Gemüthsart. Er sagte mir zu meiner großen Bestürzung, daß mein guter Freund, wie er ihn nannte, von den Oesterreichern als Gefangener davon geführt worden sei, nachdem sie die Stadt in Besitz genommen; man habe ihn im Verdacht, ein französischer revolutionairer Agent zu sein, und würde ihn ohne Zweifel sogleich gehenkt haben, wäre er selber, unser Wirth, nicht hervorgetreten, um zu beweisen, daß er ein ruhiger, unschädlicher Mann sei, der sich durchaus nicht um Politik kümmere und gerne schon die Stadt nach der französischen Einnahme verlassen hätte, wenn es möglich gewesen wäre. Dies rettete ihm für jetzt das Leben, aber die einzige Gunst, die man erlangen konnte, war die, die Entscheidung der Sache bis zur weiteren Untersuchung aufzuschieben. Zu der Zeit, als man Pater Bonneville weggeführt, sei er völlig unbekannt mit meinem Schicksal gewesen und habe gefürchtet, ich möchte getödtet worden sein. Der gute Mann versprach aber, sich nach meinem Freunde zu erkundigen, und redete mir dringend zu, mich in sein Haus bringen zu lassen, sobald es möglich sei. Länger als vierzehn Tage, während welcher Zeit ich nicht im Stande war, das Hospital zu verlassen, kam er jeden Tag, um mich zu besuchen, brachte mir aber keine Nachricht von Pater Bonneville. Endlich ließ er mich in sein Haus bringen und dort sorgten er und seine gute alte Frau mit großer Freund=

lichkeit für mich, bis ich völlig wieder hergestellt war.

Sobald ich umhergehen konnte, sagte mir der Wirth, Monsieur Charlier, wie er ihn nannte, habe ihm für den Fall meiner Rückkehr hundert Louisd'or für mich zurückgelassen.

„Und es war ein Glück, daß er es that," fügte der alte Herr hinzu, „denn die Oesterreicher plünderten Ihre beiden Zimmer aus, unter dem Vorwande, nach Papieren zu suchen, und ließen keinen Batzen Silber zurück, den sie habhaft werden konnten."

Tage und Wochen vergingen — doch noch immer keine Nachricht von dem guten Pater Bonneville, und so blieb es mir überlassen, ehe ich noch mein neunzehntes Jahr erreicht hatte, mit einem geringen Vorrathe von Kleidungsstücken, einigen Büchern, einer Büchse und hundert Louisd'or meinen Weg durchs Leben anzutreten.

Funfzehntes Kapitel.

Der Kampf mit der Welt.

Ein Zeitraum des Wanderns und der Gefahr, des raschen Fortrückens von Ort zu Ort, von Land zu Land, der Schwierigkeiten und des Ungemachs, der fast täglichen Gefahr und der beständigen Ungewißheit hinsichtlich der Zukunft scheint dem Gedächtnisse Stoff genug zu gewähren; aber die Zeit gleich nach meiner Trennung von Pater Bonneville ist sehr trübe und dunkel für die Erinnerung. Ich verweilte so kurze Zeit an jedem Orte, und ein Ereigniß folgte so rasch dem andern, daß weder Scene noch Ereigniß Zeit hatten, sich dem Gedächtnisse einzuprägen, ehe es gleich dem Grase auf einem öffentlichen Wege von den Wanderern niedergetreten wurde.

Um diese Zeit sprach ich drei Sprachen mit fast gleicher Fertigkeit, Englisch, Französisch und Deutsch;

aber Englisch verstand ich vielleicht am vollkommensten — wenigstens dachte ich gewöhnlich in dieser Sprache. Diese Fertigkeit war von großem Vortheil für mich, und ich bemerke dies deshalb, weil ich immer, wo eine dieser Sprachen geredet wurde, für einen Eingebornen jenes Landes gelten konnte. Freilich hatte ich nicht so bald Gelegenheit, Frankreich wiederzusehen; aber ich wanderte durch viele Theile der Schweiz, wo französisch gesprochen wird.

Die schrecklichen Uneinigkeiten und das entsetzliche Blutvergießen in jenem einst so schönen und friedlichen Lande trieb mich bald hinaus, obgleich ich meine ängstlichen Nachforschungen nach Pater Bonneville fortsetzte, so lange noch eine Wahrscheinlichkeit vorhanden war, ihn wiederzufinden. Dann richtete ich meine Schritte ohne bestimmten Zweck nach dem nördlichen Deutschland und mehr von zufälligen Umständen geleitet, als von eigener Ueberlegung, legte ich den ganzen Weg zu Fuße zurück, denn die hundert Louisd'or gewährten mir nur geringe Mittel und ich hatte die Nothwendigkeit der Sparsamkeit kennen gelernt. Funfzig von diesen Louisd'ors packte ich sorgfältig ein mit dem festen Entschlusse, sie nur in der äußersten Noth anzurühren; und Niemand kann sagen, welcher Noth und welchen Entbehrungen ich mich unterwarf, um nur diesen Entschluß nicht zu verletzen. Alles, was ich entbehren konnte, verkaufte ich, ehe ich mich auf

den Weg machte, und dazu auch meine geliebte Büchse. Ich besaß eine Menge Schmucksachen, die ich mir in der thörichten Eitelkeit der Jugend gekauft hatte, aber ich gab sie alle weg und behielt nur meine Uhr nebst einem Petschaft, worauf sich ein Wappen befand — welches Petschaft ich besessen hatte, so lange ich denken konnte — und den Ring und die kleine goldene Kette, die mir Frau von Salins gegeben. Meine Kleider wurden alle in einen Tornister gepackt, und in meiner Jägerkleidung, mit schweren, starken Schuhen an den Füßen, trat ich meinen Weg an über Berg und Moor, durch Feld und Wald, durch Stadt und Land, indem ich überall, wo sich die Gelegenheit darzubieten schien, eine Beschäftigung suchte, aber keine fand. Alles, wozu ich mich erbieten konnte, war, zu unterrichten, und ganz Europa war damals mit Personen in derselben Lage, wie ich, überladen, die durch die Revolution aus Frankreich vertrieben worden, so daß es kaum möglich war, eine vortheilhafte Anstellung der Art zu finden.

Oft habe ich in den Bauer- und Pächterhäusern um ein Stück schwarzes Brod und einen Trunk Wasser gebeten. Vielleicht war dies nicht ganz recht, während ich wirklich Geld in meiner Tasche hatte; aber es ist die allgemeine Sitte in jenem Lande, und fast jeder Handwerker bringt, ehe er Meister wird, einige Jahre damit zu, sich von einem Orte zum andern zu

fechten. Die Beisteuer wurde fast immer bereitwillig gegeben und zuweilen erhielt ich durch das Mitleid der Frauen einen Trunk Milch oder einige Kreuzer.

Ich war bis vor Hamburg gekommen, ehe sich mir irgend eine Wahrscheinlichkeit zu einer Beschäftigung zeigte, und hier stellte sich mir dieselbe in ziemlich seltsamer Gestalt dar. Ich ging etwa eine Stunde von der Stadt mit raschen Schritten am Ufer der Elbe weiter, als ich einen ältlichen Herrn von etwas eigenthümlichem Aussehen aus einer Gartenpforte bei einem kleinen Sommerhause hervorkommen sah. Er war außerordentlich hager, rasch und lebendig, mit gepudertem Haar und starkem Zopfe, trug ein ungeheures weißes Halstuch, ein mächtiges Jabot und einen etwas abgetragenen bläulich grauen Mantel. Seine Augen und sein Mund hatten einen Ausdruck, der nicht viel zu versprechen schien und ich ging weiter, ohne auf ihn zu achten. Sein Schritt war indessen eben so rasch wie der meine, und wir gingen beinahe eine Viertelstunde neben einander her, ohne zu sprechen, bis wir zu einer langen hölzernen Brücke kamen, deren sich jeder, der in Hamburg gewesen ist, erinnern muß. Ich bemerkte, daß er mich fortwährend mit großer Aufmerksamkeit betrachtete, und endlich brach er in die Worte aus:

„Nun, junger Mann, ich denke, Sie hätten mir wohl wenigstens einen guten Tag wünschen können."

„Ich kenne Sie nicht," antwortete ich, „und pflege mir gegen Fremde keine Freiheiten zu erlauben."

„Sehr bescheiden," versetzte er. „Welches ist Ihr Handwerk?"

Ich erklärte ihm, daß ich Beschäftigung als Lehrer suche, nachdem ich durch die Revolution aus meinem Vaterlande vertrieben worden. Dies schien ihn zu rühren, denn er hatte einen großen Abscheu gegen Revolutionen, und er fragte mich, worin ich unterrichten könne.

Ich sagte ihm, ich wäre im Stande, Unterricht im Lateinischen, Griechischen, Französischen, Englischen, Deutschen und in der Mathematik zu ertheilen.

„Hunderttausend!" rief er, „der Bursche ist eine Encyclopädie. Laßt uns sehen, was Sie können."

Und er sagte mir sogleich eine Stelle aus dem Euripides, die mir völlig bekannt war. Ich übersetzte sie sogleich ins Deutsche, und dann mußte ich sie ihm französisch wiedergeben, was ich in dieser mageren Sprache so gut wie möglich that. Er rieb sich die ganze Zeit über die Hände und sagte:

„Ha — ha!"

Dann sprach er auch englisch mit mir, so wie es nun eben war, und obgleich seine Aussprache einen geräucherten Lachs zum Lachen hätte bringen können, so fand ich doch, daß er eine sehr genaue Bekanntschaft mit allen Werken der besten englischen Schrift-

steller hatte. Die Unterhaltung wurde interessant für uns Beide, und wir gingen plaudernd weiter, bis wir die Thore der Stadt erreichten. Dort blieb er plötzlich stehen, sah mich vom Kopf bis zu den Füßen an und rief:

„So wünschen Sie also Beschäftigung? — Sie sind wohl arm — sehr arm?“

Ich entgegnete ihm, es wäre kaum möglich, ärmer zu sein.

„Nun, da müssen Sie nicht in theueren Gasthöfen logiren,“ sagte er.

Ich erwiederte ihm, ich wisse nicht, wo ich logiren solle, da ich in der Stadt fremd sei.

„Ich will es Ihnen sagen,“ antwortete er. „Sie müssen in der unteren Stadt in der Hardtgasse — Nummer 5 — bei Wittwe Steinberger logiren.“ Er wiederholte mir die Anweisung dreimal, und fügte hinzu: „Sie muß Sie für zwei Thaler wöchentlich beköstigen — geben Sie ihr nicht mehr. Jedermann fordert zu viel in der Erwartung, daß man weniger bieten werde — es ist eine schlechte Sitte, aber sie ist allgemein.“

Die ganze Zeit über hatte er sich bei jedem zweiten oder dritten Worte auf dem rechten Fuße umgedreht, als beabsichtige er fortzugehen, und ich bemerkte keine Neigung an ihm, mir eine Anstellung zu verschaffen; als er aber mit seinen Andeutungen zu Ende

war, zog er ein kleines Notizenbuch aus der Tasche, schrieb Etwas mit seiner gewohnten Flüchtigkeit hinein, riß das Blatt aus, gab es mir und sagte:

„Besuchen Sie mich — besuchen Sie mich. Ich will überlegen, was sich für Sie thun läßt. Wir wollen eine Anstellung für Sie finden, Vielwisser.“

Und er wendete sich um und verließ mich. Dann fragte ich mit größerer Hoffnung, als vorher, nach der Straße, die man mir angedeutet hatte, ohne Neugierde genug zu besitzen, etwas Anderes, als den Namen anzusehen, welcher, wie ich bemerkte, Hermann Haas war. Es währte lange, ehe ich die Hardtgasse fand, und ehe dies geschah, mußte ich durch manche düstere Straße mit hohen alten Häusern und Waarenlagern gehen. Endlich zeigte man mir das Ende einer kleinen Gasse, deren Aussehen mehr in Uebereinstimmung mit meinen Finanzen, als mit meinen Wünschen stand. Als ich aber weiterging, fand ich, daß die Häuser, nach der Größe der Thüren und den Verzierungen, wovon sie umgeben waren, zu urtheilen, von einiger Bedeutung gewesen sein mußten. Vor Nummer 5 blieb ich stehen, und da ich weder Klopfer noch Klingel fand, so öffnete ich die Thür und ging hinein.

„Wer ist da?“ kreischte eine Stimme von der rechten Seite her und in ein großes düsteres Zimmer tretend, befand ich mich vor einer stattlichen Dame,

welche die würdevolle Beschäftigung des Kochens trieb, und sogleich fragte, was ich wünsche. Ich erfuhr, daß dies Niemand anders als Madame Steinberger selber sei, aber ehe sie sich auf irgend eine Verhandlung, mich in Wohnung und Kost zu nehmen, einlassen wollte, bestand sie darauf, daß ich ihr sage, wer mich zu ihr geschickt. Als ich ihr aber das Papier zeigte, rief sie:

„Professor Haas! O! das ist eine andere Sache.“

Hierauf waren unsere Anordnungen bald getroffen. Wie der Professor erwartet hatte, forderte sie anfangs mehr, als womit sie sich später begnügte; aber sein Ausspruch war bei ihr von großem Gewicht, und bald befand ich mich in einem bequem eingerichteten Zimmer, an welches noch ein großes Zimmer stieß, welches ich ebenfalls benutzen konnte, wenn ich wollte, für welche Wohnung ich nebst drei Mahlzeiten täglich zwei Thaler für die Woche zu zahlen hatte.

Am folgenden Morgen, zu der Stunde, wo es, wie meine Wirthin mir sagte, am passendsten sein würde, ging ich, den Professor zu besuchen, den ich in seinem Studirzimmer fand. Wie er es anfing, überhaupt zu studiren, kann ich nicht sagen, denn er war in einem Zustande beständiger Bewegung — der reizbarste Deutsche, den ich je gesehen. Während des größten Theiles der Zeit, als er mit mir sprach, nahm er ein Buch herunter, stellte ein anderes weg, schlug

Papiere um, die auf dem Tische lagen, tunkte eine Feder in die Dinte, wischte sie wieder ab und nahm verschiedene andere Operationen vor, um seine überflüssige Thätigkeit in Anwendung zu bringen. Er muß in früherer Zeit ruhig gewesen sein, denn er war gewiß ein sehr gelehrter Mann; aber ich konnte nie entdecken, wenn es gewesen. Endlich, nachdem er mir eine Menge Fragen vorgelegt hatt , sagte er:

„Ich habe eine Schülerin für Sie, um den Anfang zu machen. Kommen Sie, ich will sie Ihnen vorstellen.“

Und zu einem andern Zimmer in demselben Stock vorangehend, stellte er mir eine junge Dame, die dort saß und stickte, als seine Tochter vor.

„So,“ sagte er, „unterrichten Sie sie im Englischen und in Allem, was Sie sonst noch verstehen. Ich habe keine Zeit — sie ist ein gutes Mädchen, aber langsam.“

Die junge Dame sah ihm mit ruhigem und heiterem Lächeln ins Gesicht und sagte:

„Wenn zwei so rasche Leute, wie Sie, im Hause wären, lieber Vater, so würden sie beständig gegen einander rennen.“

„Das ist wahr,“ versetzte der Greis, „wahr und philosophisch. Die Natur liebt den Gegensatz sowie die Harmonie. Entgegengesetzte Kräfte heben einander auf. Du, liebe Louise, bist meine Kraft der Trägheit.

Ohne Dich würde ich zu schnell weitergehen. Aber hören Sie, junger Herr, wie ist Ihr Name?"

„Louis de Lacy," antwortete ich.

„Der Name gefällt mir sehr," antwortete der Greis. „Das de deutet auf gutes Blut und gute politische Grundsätze — aber kommen Sie, wir wollen die Bedingungen in meinem Zimmer besprechen, und ich will versuchen, Ihnen bald noch mehr Beschäftigung zu verschaffen."

Ich fand, daß der gute Professor sich ebenso gut auf das Handeln, wie auf die griechische und lateinische Sprache verstand. Er berechnete den Werth meiner Dienste auf den Pfenning, und wie ich später erfuhr, würde er mir noch weniger geboten haben, wenn ich den geringsten Widerstand geleistet hätte, denn er fand ein Vergnügen an solchen Triumphen. Ich ließ ihn indeß Alles nach seinem Willen anordnen, und seiner Großmuth überlassen, fügte er wahrscheinlich ein wenig zu der Summe hinzu, die er mir zu geben beabsichtigt hatte.

Es wurde festgesetzt, daß ich seine Tochter jeden Tag zwei Stunden unterrichten sollte, und sobald dies abgeschlossen war, faßte er mich an die Schultern, schob mich auf die Thür zu und sagte:

„So, gehen Sie und fangen Sie sogleich an. Sie haben noch drei Stunden bis zum Mittagessen. Ich muß wieder zu meinen Studien."

Ich kehrte wieder in das Zimmer zurück, wo Louise Haas saß, und wo ich beinahe neun Monate lang jeden Tag zwei Stunden und den größten Theil fast jeden Sonntages zubrachte. Sie war ein hübsches Mädchen mit kleinen wohlgebildeten Gesichtszügen, einer graziösen und abgerundeten Gestalt und einer klaren Gesichtsfarbe, die bei verschiedenen Gemüthsbewegungen beträchtlich wechselte. Ihre Mutter war vor vier oder fünf Jahren an der Auszehrung, jener Pest der nördlichen Länder, gestorben. Es war Niemand im Hause, als sie, ihr Vater und zwei Dienerinnen; es kam fast keine andere Gesellschaft ins Haus, als ernste alte Professoren mit langen nicht ganz wohl ausgekämmtem Haar; und so waren Lehrer und Schülerin, gleich Abälard und Heloise manche Stunde allein, da ich ihres Vaters Befehl hatte, sie im Englischen so wie in allem Andern zu unterrichten. Pater Bonnevilles gute Lehren aber, einige Weltkenntniß und manche harte Erfahrungen nebst anderen Gefühlen, die ich nicht wohl beschreiben kann, verhinderten mich auch, nur daran zu denken, meine Stellung auf unredliche Weise zu benutzen. Es war indessen natürlich, daß unter solchen Umständen die Bekanntschaft bald zur vertrauten Freundschaft wurde. Ja, es war nicht unnatürlich, daß kleine Zeichen der Freundlichkeit und Zärtlichkeit zwischen uns vorkamen; denn obgleich sehr ruhig und sanft, war sie von lie-

bevoller Gemüthsart. Ich fand durchaus nicht, daß sie schwer lernte — im Gegentheil war sie eine sehr fähige Schülerin; aber zuweilen gab es Dinge, die sie nicht begreifen konnte, und dann pflegte sie mir lächelnd ins Gesicht zu blicken und zu fragen, ob sie nicht sehr einfältig sei; und dann ließ sie ihre Hand in die meine sinken und dort ruhen, als sollte sie Verzeihung erbitten.

Wir waren beide sehr jung; sie noch nicht achtzehn und ich noch nicht zwanzig, und seltsame neue Gefühle wurden in meinem Herzen für sie rege. Ich will selbst jetzt nicht behaupten, daß es Liebe war, und damals wollte ich überhaupt nicht fragen, was es sei. Es war eine Zärtlichkeit — ein Gefühl der sanften und ruhigen Zuneigung — eine Vorliebe für ihre Gesellschaft — ein Vergnügen, jene sanften Augen in die meinen blicken zu sehen, und eine Dankbarkeit für die Freundlichkeit, die sie mir stets und bei jeder Gelegenheit bewies. Was sie empfand, erfuhr ich später; aber ich muß wieder zu meiner Lebensweise in Hamburg zurückkehren.

Durch die freundliche Bemühung des guten alten Professors erhielt ich noch mehrere andere Schüler und hatte das große Glück, zu bemerken, daß meine Einnahmen meine Ausgaben überstiegen. Ich warf meine Reisekleidung ab, zog aus meinem Tornister die Kleider hervor, die ich sorgfältig geschont

hatte, erlangte Zutritt in einige Gesellschaften der Stadt, und obgleich ich nicht glaube, daß ich jemals besonders eitel war, so wurde doch die Eitelkeit, die ich besaß, einigermaßen begünstigt. Aber mein Lieblingsaufenthalt war immer das Haus des Professors. Er und seine Tochter waren meine ersten Freunde in der Stadt, und ich wurde täglich vertrauter mit ihm. Er war zufrieden mit den Fortschritten, die seine Tochter machte, sowie auch mit dem geringen Beistande, den ich ihm von Zeit zu Zeit bei verschiedenen Werken leistete, die er schrieb. Während ich für ihn schrieb oder Stellen für ihn aufsuchte, konnte er sich nach Gefallen im Zimmer hin und her bewegen und in fünf Minuten jeden Winkel desselben durchschreiten. Nach Verlauf eines Monats erhielt ich eine allgemeine Einladung, immer wenn es mir gefalle, meine Abende dort zuzubringen — und dies gefiel mir sehr oft. Nach einer Weile wurde ich mit Louisen in die Kirche geschickt, welche sie regelmäßig besuchte, obgleich ich nicht sagen kann, daß der Professor je die Stufen eines religiösen Gebäudes abnutzte, und ich trug Sorge, mich durch meine katholische Erziehung nicht verhindern zu lassen, mit meiner hübschen kleinen Schülerin die protestantische Kirche zu besuchen. In der That hing ich zu jener Zeit nur sehr locker an dem Saume der römischen Gewänder. Ich hatte in der letzten Zeit die Bibel viel gelesen. Ich las auch einige ka=

tholische Bücher, aber ich fand, daß beide nicht übereinstimmten, und mir gefiel die Bibel am besten. Ueberdies, als der Frühling auf den Winter folgte, als die Tage zunahmen und die Sonne warm wurde, da kam von Zeit zu Zeit ein Augenblick lieblichen frühlingsartigen Glücks, wenn Louise und ich, nachdem wir die Kirche besucht hatten, bis zur Mittagsstunde des guten Professors noch einen weiteren Spaziergang machten. Zuweilen machten wir am Abend noch einen Gang und zuweilen begleitete er uns zu seinem kleinen Garten mit dem Sommerhause, wo er mir zuerst begegnet war. Es war Alles sehr ergötzlich, und mein Ehrgeiz, der einst sehr stark und hochstrebend gewesen, war um diese Zeit sehr eingeschrumpft. Ich hätte dort eine unendliche Zeit bei Allem, wie es gerade jetzt war, zufrieden verweilen können. Aber wir müssen uns erinnern, daß kein Wort von Liebe zwischen Louise und mir gewechselt worden war, außer wenn es in den Büchern vorkam. Ich fürchte, daß diese Stellen um diese Zeit sehr häufig wurden. Louise liebte dieselben und ich war leicht bereit, sie ihr aufzusuchen.

So ging es länger, als acht Monate, als unglücklicherweise eine Schwester des Professors ankam, die ein wenig jünger war, als er, die aber das einsame Alter sehr versauert hatte. Sie war ganz Auge, Ohr und Verstand. Gott weiß, sie hätte jedes Wort

hören können, welches zwischen Louisen und mir gewechselt wurde, und Alles sehen dürfen, was zwischen uns vorging — mit Ausnahme der Blicke.

Zu dieser Zeit war der Einfluß, den Frankreich auf Preußen ausübte, so groß, daß das Protektorat der letzteren Macht über die nördlichen Kreise zu einer förmlichen Tyrannei wurde, die man für die Zwecke der französischen Republik besonders zur Verfolgung der Ausgewanderten ausübte. Die Stellung solcher Personen, wie ich, wurde sehr gefährlich, und am Tische des Professors wurde mehr als einmal von der Nothwendigkeit meiner Entfernung aus Hamburg gesprochen. Es wurde sogar der Vorschlag gemacht, daß ich in einem Schiffe, welches in wenigen Monaten absegelte, nach den Vereinigten Staaten Amerikas abfahren sollte.

Ich konnte nicht umhin zu bemerken, daß Louise sehr blaß wurde, als man von diesen Gegenständen sprach, und in sechs Wochen der wechselnden Aengstlichkeit wurde ich mit aufrichtiger Besorgniß gewahr, daß sie ihre Gesundheit und ihren Lebensmuth verlor. Ich wagte nicht zu denken, daß jenes theure, liebenswürdige Mädchen um meinetwillen litt; aber dennoch that ich mein Möglichstes, sie zu erheitern und zu trösten, und vielleicht wurde ich ein wenig zärtlicher in meinem Wesen und meinen Worten, als ich es vorher gewesen. Es hieß jetzt immer „lieber

Louis" und „liebe Louise;" aber ich denke nicht, daß wir weiter gingen. Oft befragte sie mich über meine frühere Geschichte und ich erzählte ihr so viel, wie ich selber wußte. Sie schien ein lebhaftes Interesse daran zu nehmen; da es aber ein Gegenstand von lebhaftem Interesse für mich selber war, so erschien es mir als natürlich. So lebten wir eine Zeitlang weiter, während die Gesundheit meiner hübschen Louise abnahm und ihre Schönheit zuzunehmen schien durch die täglichen Spaziergänge, wozu sie sich zwang.

Endlich kam der Ausbruch. Der alte Professor begegnete mir auf der Treppe, und anstatt mich sogleich zu Louisen zu schicken, winkte er mir, in sein Studirzimmer zu treten. Dann eilte er in sehr aufgeregtem Zustande von einem Winkel des Zimmers in den andern, sah mich zornig an, sprach aber kein Wort. Sein Benehmen wurde so peinlich für mich, daß ich endlich das Schweigen brach und sagte:

„Sie wünschen mit mir zu sprechen, Herr Haas?"

„Ja, ja, Herr!" versetzte er mit lebhafter Heftigkeit; „habe ich nicht Ursache zu sprechen — habe ich nicht Ursache zornig zu sein? Hier nahm ich Sie als Bettler auf, vertraute Ihnen wie einem Freunde, und Sie haben mein Vertrauen gemißbraucht, indem Sie, unter dem Vorwande, ihr Unterricht zu geben, die Neigung meiner Tochter gewannen. Antworten

Sie mir, wie Sie wollen, Herr, es ist ein schlimmer Fall."

„Was das Gewinnen der Neigung Ihrer Tochter betrifft, mein Herr," versetzte ich, „so müssen Sie wahrscheinlich irren; denn ich kann mich kühn auf sie berufen, zu sagen, ob ich je von Liebe mit ihr oder Jemand anders gesprochen, um die Beschuldigung zu rechtfertigen, die Sie auf mich werfen. Ich habe immer Ihre Gastfreundschaft geachtet, und da ich Ihnen so viel verdanke, würde ich mich in der That für schlecht halten müssen, wenn ich ohne Ihre Einwilligung nach der Neigung Ihrer Tochter gestrebt hätte. Wir waren viel bei einander und —"

Aber Nichts konnte den Greis zufrieden stellen. Er unterbrach mich hastig und rief, das einzige Mittel, meine Aufrichtigkeit zu beweisen, sei, sogleich Hamburg zu verlassen. Seine Schwester, die einige Meilen von dort in einem Landhause wohne, habe ihm vor ihrer Abreise an dem Morgen Alles gesagt, was zwischen Louisen und mir vorgehe. Es würde bald ein Schiff nach Amerika absegeln, und wenn ich wirklich die ehrenvollen Gesinnungen hege, die ich ausspreche, so würde ich mit demselben abfahren und den Frieden seines Haushalts nicht weiter stören. Er fragte mich in drohendem Tone, ob ich wisse, daß seine Tochter seine Erbin sei, und endete damit, mir sein Haus zu verbieten.

Ich entfernte mich düster und verzweifelnd, und obgleich er Nichts sagte, was mich zu einem solchen Schlusse führen konnte, so hielt ich mich doch überzeugt, daß er vor seiner Unterredung mit mir bereits mit Louisen gesprochen habe. Es lag ein gewisser düsterer Trost in dieser Ueberzeugung, und ich war unentschlossen, ob ich Hamburg verlassen oder in der Hoffnung dableiben solle, daß eine Veränderung in seinen Gefühlen vorgehen werde. Es giebt eine halbe Liebe, und ich wußte — ich fühlte, daß ich das liebe Mädchen glücklich machen und selber mit ihr sehr glücklich sein könne. Die Erinnerung aber, daß ich Nichts auf Erden besaß — daß ich ein Ausgestoßener — ein Bettler — und sie wahrscheinlich reich war, führte mich zur Entscheidung. Ich ging zum Hafen und zahlte einen Theil des Passagiergeldes, erfuhr aber mit einer seltsamen Mischung der Gefühle, daß die Abfahrt des Schiffes einen ganzen Monat aufgeschoben worden, was von dem Tage an beinahe sieben Monate ausmachte. Der Schiffer benachrichtigte mich, daß dieser Aufschub daher rühre, weil die Rheder die englischen Kreuzer fürchteten, die sich zu jener Zeit ebenso schlecht gegen neutrale Schiffe benahmen, wie sie sich tapfer in Gefechten mit dem Feinde zeigten. An den Gründen lag mir indessen wenig, und ich ging weg, ohne zu wissen, ob ich mich über diesen Aufschub freuen sollte oder nicht.

Ich konnte Hamburg nicht ohne Gefühle des Bedauerns verlassen — ich konnte Louise nicht ohne eine bittere Qual verlassen — ich hatte gethan, was recht war — mein Gewissen billigte meine Handlungsweise; und wenn der Zufall mich in der Stadt zurückhielt und das Glück mich mit irgend einem Wechsel der Umstände begünstigte, konnte die Hoffnung ohne Selbstvorwurf ihre Schwingen wieder erheben.

Ich ließ mir nicht träumen, mit welcher Seelenqual dieser Zeitraum sollte erfüllt werden.

Die gute Madame Steinberger hatte offenbar etwas von dem erfahren, was im Hause des Professors geschehen war. Sie war sehr freundlich gegen mich gewesen, und war es noch; aber ihre Ehrfurcht vor dem Professor Haas kam zuweilen in Zwiespalt mit ihrer Rücksicht für ihren jungen Hausgenossen. Ich saß Abends lange da, träumte von der Vergangenheit, dachte an Louise und träumte von den glücklichen Stunden, die niemals zurückkehren sollten. Und dann kam Madame Steinberger, versuchte mich zu trösten und sagte, es wäre nur die Liebe eines Knaben und Mädchens, und sie würde bald vorübergehen; ich und die junge Dame würden die Sache bald vergessen, und sie zweifle nicht, uns Beide noch als glückliche Eltern zu sehen.

Wenn sie einen glühenden Spieß genommen und

in mein Herz gebohrt, hätte sie mich nicht elender machen können, als durch diesen Trost.

Mir half kein Trost — kein Nachdenken — keine Philosophie. Es war eine Zeit der Bitterkeit, von verschiedenen Gemüthsbewegungen erfüllt, aber alle höchst schmerzlich. Wäre meine Liebe glühender und heftiger gewesen, so hätte meine Lage mich wahrscheinlich weniger traurig gemacht. Ich würde gekämpft — ich würde Widerstand geleistet haben — aber ein düsteres und unheimliches Gefühl bemächtigte sich meines Geistes, daß alle, die mich liebten, alle, die ein Interesse für mich empfanden, fast ebenso bald für mich verloren sein sollten, wie ich den Segen ihrer Theilnahme und ihrer Freundlichkeit empfand. Ich fühlte mich unglücklicher, als ich es beschreiben kann. Es war Nichts vorhanden, was die schlummernde Energie anspornte. Es war Alles trostlose, einförmige, schwermüthige Unthätigkeit.

Drei Wochen waren auf diese Weise vergangen, als ich eines Abends in dem größeren Zimmer saß, wo die gute Frau Steinberger ein Feuer angezündet hatte, meine Füße an den Kamin gestellt und meinen Kopf auf die Hand gestützt. Ein Buch, worin ich vergebens zu lesen versucht, war an meiner Seite auf den Boden niedergefallen, als ich einen Fußtritt im Gange hörte und die Thür aufging. Ich achtete nicht darauf, denn ich war ohne Hoffnung und Erwartung

— ich sah mich wieder in die Welt hinausgestoßen, gleich einem Wrack auf dem weiten Ocean.

Plötzlich hörte ich neben mir eine Stimme, die ich sehr wohl kannte:

„Louis — Louis, können Sie mir verzeihen? Louis, wollen Sie mich retten — wollen Sie mein Kind retten?"

Ich fuhr empor und blickte die Gestalt an, die vor mir stand. Ich konnte kaum glauben, daß es mein alter Freund der Professor war, so blaß, so abgemagert, so kummervoll sah er aus.

Ich ergriff augenblicklich seine ausgestreckte Hand.

„Mein lieber, guter Freund," sagte ich, „was habe ich Ihnen zu verzeihen? Ich suchte nie Kummer und Ungemach über Sie zu bringen — ich würde lieber gestorben sein. Das ist Alles, was ich zu sagen habe. Sagen Sie mir, was ich thun soll — sagen Sie mir, was Sie wünschen, und ich bin bereit, es zu thun."

„Kommen Sie zu Louisen," sagte er, meine Hand heftig drückend. „Kommen Sie zu Louisen — ich bin ein Thor — ein Wahnsinniger — ein geldgieriger Wicht gewesen. Sie nur können sie retten — kommen Sie zu ihr — kommen Sie sogleich zu ihr!"

Ich zitterte heftig, ergriff meinen Hut und rief: „Lassen Sie uns gehen!"

Und ich stürzte vor ihm aus dem Hause. Wir liefen durch die Straßen, stießen an Jedermann an

und achteten auf Niemand. Ich that keine Fragen. Ich wußte, daß etwas Schreckliches geschehen war; aber ich ging zu Louisen und wußte, daß ich bald Alles erfahren würde. In jenen Tagen war in Hamburg keine Thür geschlossen. Ich öffnete die Thür — trat ein — eilte die Treppe hinauf und hörte ihn rufen: „Halt, halt!" Aber die Posaune eines Engels hätte mich nicht zurückrufen können. Ich trat in ihr Wohnzimmer. Sie war nicht dort. Ich zauderte nicht, sondern eilte in ihr Schlafzimmer.

Sie saß auf einem Stuhle und alle Farbe hatte ihre Wange verlassen, mit Ausnahme eines rothen Flecks. Ein Arzt stand neben ihr und hielt ein Glas in der Hand. Eine alte Dienerin kniete zu ihren Füßen und hüllte dieselben in Flanell ein. Sie hielt ein mit Blut gefärbtes Taschentuch vor ihren Lippen. Konnte ich zaudern? Nein, und hätte es zugleich sie und mich getödtet. In einem Augenblick eilte ich durchs Zimmer, warf mich zu ihren Füßen und umschlang sie mit meinen Armen.

„Louise — meine Louise!" rief ich.

Sie blickte mich mit Ueberraschung an und sah sich nach ihrem Vater um, der dicht hinter mir folgte — dann umschlang sie mich mit ihren Armen, ließ ihren Kopf auf meine Schulter sinken und sagte mit matter Stimme:

„Louis, lieber Louis, Du hast mich gerettet —

ich fühle — ich bin gewiß, ich werde leben, um Dein Weib zu sein —"

„Still, still," sagte der Arzt. „Sie dürfen durchaus nicht sprechen."

„Du sollst sein Weib sein — Du sollst sein Weib sein!" rief ihr Vater lebhaft.

„Ich bin sehr glücklich," sagte Louise.

„Ich muß um völlige Stille bitten," sagte der Arzt, „Alles wird jetzt gut gehen; aber Sie müssen das Zimmer verlassen."

„Niemand soll für sie sorgen, als ich," rief ich; „aber ich werde so still sein, wie die Nacht. Sie ist mein — mein durch das theuerste und heiligste Band und ich will sie nicht eher verlassen, als bis dies aufgehört hat."

Die ganze Nacht blieb ich mit dem Arzte und der alten Dienerin bei ihr, wachte schweigend, tröstete und unterstützte sie. Von Zeit zu Zeit kehrte der Blutauswurf zurück, endlich aber wurde Eis herbeigeschafft. Dadurch wurde derselbe völlig gehemmt. Zwei Stunden vergingen, ohne daß jene schrecklichen Symptome zurückkehrten, und sie in meinen Armen erhebend, wie ein Vater ein Kind, legte ich sie in ihr Bett. Dann setzte ich mich auf einen Schemel an ihrer Seite und legte meinen Kopf auf dasselbe Kissen. Ich glaubte, sie würde so ruhiger schlafen. Ihre schweren Augen schlossen sich, ihr Athemzug wurde sanfter und stiller. Sie schlief ein und wenige Minuten später schlief ich neben ihr.

Sechzehntes Kapitel.

Das Hinwelken der Blume.

Der Blutauswurf kehrte nicht wieder zurück. Louise und ich erwachten fast in demselben Augenblick, gerade als das Morgenlicht durch die Fenster hereinströmte, und sie lächelte lieblich, als sie mich, meinen Kopf auf ihrem Kissen ruhend und ihre gute alte Dienerin am Fuße des Bettes, fest schlafend sitzen sah.

Das arme Mädchen! sie bildete sich ein, daß alle Gefahr vorüber, daß sie bald wieder wohl sein und daß wir dann sehr glücklich sein würden. Aber ach! Kummer und Täuschung senden zu häufig ihre vergifteten Pfeile aus, und das Gift bleibt in der Wunde. Sie durfte an dem Tage nicht aufstehen und nur einsilbige Worte aussprechen. Der gute Arzt führte die Bibel an und sagte: „Eure Rede sei ja ja,

nein nein, was darüber ist, das ist vom Uebel." Am folgenden Tage aber stand sie auf und durfte nach und nach mehr reden, ohne daß eine üble Folge daraus entstand. Dann waren wir auf eine kurze Zeit sehr glücklich. Der gute alte Professor that Alles, was er konnte, um seine frühere Rauhheit wieder gut zu machen, indem er in Alles willigte, was wir wünschten. Er erbot sich, Louisen und mir noch bei seinen Lebenszeiten zweitausend Thaler auszusetzen, obgleich wir bei ihm wohnen sollten, und sprach davon, mir eine Professur an der Universität (?) zu verschaffen. Glücklicherweise war er seines Berufes wegen täglich viel vom Hause entfernt, sonst würde die Gesundheit seiner Tochter mehr gelitten haben, weil er beständig aus und einlief.

Während der ersten Woche nach meiner Rückkehr gewann sie einige Kräfte wieder und ich hegte ihretwegen große Hoffnung, obgleich sie einen unangenehmen Husten hatte, der sehr häufig, wenn auch nicht heftig war. Wir sprachen von der Zukunft und von unserer Verheirathung, sobald sie völlig hergestellt sein würde, und ich maß ihren Finger, um den Ring machen zu lassen, und küßte die kleine Hand, an die er sollte gesteckt werden. O! Dies waren sehr angenehme Träume, und ich fühlte, daß ich mit diesem lieben sanften Mädchen sehr glücklich sein könne, ja, ich bildete mir ein, daß unser Glück völlig gewiß sei;

denn als ich in ihre Augen blickte, waren dieselben so voll Licht und Leben, daß man sich kaum vorstellen konnte, daß sie je im Tode und in der Dunkelheit erlöschen würden. Das lebhafte Roth ihrer Wange kehrte nur Abends zurück; und dann war es nicht so allgemein verbreitet. Dennoch fühlte sie sich so wohl, und wir alle hielten sie für so wohl, daß unsere Hochzeit drei Wochen später stattfinden sollte. Als die Zeit aber herannahte, war sie nicht mehr so wohl. Das Wetter veränderte sich und es folgte ein feuchter kalter Wind, der drei Tage anhielt und einen unangenehmen Eindruck auf sie hervorzubringen schien. Es wurde angemessen erachtet, unsere Hochzeit noch vierzehn Tage aufzuschieben, denn sie empfand den geringsten Luftzug. Dennoch sank uns nicht der Muth und sie sprach mit Zuversicht davon, ihre Gesundheit wieder zu erlangen, und so wohl wie immer zu sein. Als aber die Tage vergingen, bemerkte ich mit Aengstlichkeit und Unruhe, daß sie schwächer wurde. Wenn die Luft milde war und die Sonne warm schien, pflegte ich einen kleinen Spaziergang mit ihr zu machen, in der Hoffnung, ihre Stärke wieder herzustellen, und ich bemerkte bald, daß sie ohne Ermüdung nicht so weit gehen könne und daß es ihren Athem kürzer machte und ihren Husten vermehrte, wenn wir die kleinen Anhöhen um Hamburg hinaufstiegen. Unsere Spaziergänge wurden immer kürzer, bis sie endlich

gar nicht mehr ausging. Eine kaum merkliche Veränderung ging mit ihr vor. Ich sah keinen Unterschied zwischen dem einen und dem anderen Tage, wenn ich aber eine Woche oder vierzehn Tage zurückblickte und die Gegenwart mit der Vergangenheit verglich, so konnte ich meine Augen nicht vor der Ueberzeugung schließen, daß es viel schlimmer mit ihr sei.

Nach einer Weile nahm sie ihr Frühstück im Bette ein, strengte sich aber an, so früh wie möglich aufzustehen, um zu mir in das Wohnzimmer zu kommen. Sie sprach auch immer heiter und schien nicht an Gefahr zu denken. Ihr Vater aber war in einem entsetzlichen Zustande, denn er konnte sich ihre Lage nicht verbergen, und ich glaube, wenn er die Genesung seines Kindes durch den schmerzlichsten Tod hätte erkaufen können, würde er unbedenklich dieses Opfer gebracht haben. Ich täuschte mich mehr, als er. Ich hatte von der Wirkung der Luftveränderung gehört und sprach so oft mit Louisen davon, auf eine kurze Zeit mit mir in ein milderes Klima zu gehen, daß ich mich gegen meine Ueberzeugung fast überredete, daß es so sein würde. Ich bildete mir auch ein, ich könne sie so glücklich machen, daß sie nothwendig genesen müsse. Denn ich wußte, welch ein heilender Balsam das Glück ist, und dachte, es müsse auch hier wirksam sein.

Da sie nicht mehr in die Kirche gehen konnte,

so besuchte der gute Prediger der Gemeinde sie mehrmals, und da er freundschaftlich gegen mich gesinnt war, so sprach er oft nach dem Besuche mit mir — obgleich mir seine Unterredung jetzt nicht so gut gefiel, wie früher, denn sie war sehr düster und er bemühte sich offenbar, meinem Geiste die traurigen Erwartungen mitzutheilen, die den seinigen erfüllten. Die Strahlen der religiösen Hoffnung suchte er mir auch mitzutheilen; aber ich hielt mich damals an irdische Hoffnungen und wünschte sie nicht aufzugeben.

Eines Morgens, als er bei Louise gewesen war, bemerkte ich Thränen auf ihrer Wange, als ich zu ihr ging; denn jetzt stand sie erst zu einer späten Stunde auf, und da aller schmerzliche Zwang entfernt war, so setzte ich mich dann gewöhnlich an ihr Bett und las ihr einige Stunden vor.

Ich war halb ärgerlich auf den alten Mann, daß er sie traurig gemacht; aber sie erlangte bald ihre Heiterkeit wieder und erst zwei Tage später erfuhr ich, daß er ihr gesagt, sie müsse sterben.

Ich saß neben ihr und umschlang sie zärtlich mit meinem Arme, als sie von Kissen unterstützt dasaß, und ich gab mich jenen träumerischen Hoffnungen hinsichtlich der Zukunft hin, die ich noch hegte und auch bei ihr voraussetzte. Ich sprach von unserer beabsichtigten Reise nach dem Süden, um dem kalten Winterwetter Hamburgs zu entgehen, wohin ihr Vater uns

begleiten sollte, bis der Sommer sie, gleich einer zarten Pflanze, zu vollkommener Gesundheit wieder herstellen würde.

Sie richtete ihre sanften Augen mit mildem, aber schwermüthigem Lächeln auf mich.

„Weißt Du wohl, lieber Louis,“ sagte sie, „ich beginne zu denken, daß diese Zeit nie kommen wird.“

Ich sah sie erschrocken an, und ihre Hand zärtlich auf die meine legend, fügte sie hinzu:

„Ja noch mehr, mein Lieber, ich fürchte, ich werde nie Dein Weib sein — Du möchtest Dich denn entschließen, mich zu nehmen, wie ich jetzt bin, um Dich sehr bald von mir zu trennen.“

„O Louise, Louise,“ rief ich, sie mit der schrecklichen Ueberzeugung, die sich jetzt mir zuerst bei diesen Worten aufdrängte, die sie nie vorher angewendet hatte, an mein Herz drückend, „hege keine so traurigen Befürchtungen. Werde sogleich die Meine, theures Mädchen, und laß Dich von diesem traurigen Orte hinwegführen — in langsamen, kurzen Tagereisen — oder zur See — wie es sein mag.“

Eine Thräne trat in ihr Auge, und ihren Kopf auf meine Schulter lehnend, sagte sie in leisem Tone:

„Ich will Dir gestehen, es würde wonnevoll für mich sein, Dein Weib zu werden, und wäre es nur auf einen Tag — doch welches Recht habe ich,“ fügte sie hinzu, „es in diesem Zustande zu verlangen, wo

ich Dich so bald als einen so jungen Wittwer zurücklassen muß."

„Laß Dich keinen Augenblick von solchen Gedanken zurückhalten, Louise," antwortete ich. „Es wird ein Segen und ein Trost für mich sein. Dann kann ich immer bei dir bleiben — darf Dich nie verlassen — kann Tag und Nacht für Dich sorgen, und wenn die zärtlichste Sorgfalt Dich retten kann, werde ich mein kleines Juwel zum Glück meines Lebens behalten."

Sie drückte ihre Lippen zärtlich auf meine Wange und fragte:

„Fühlst Du wirklich so, Louis?"

„Aus vollem Herzen," antwortete ich. „Es giebt keinen Segen — keinen Trost, den ich so sehr wünsche. Laß es heute sein — darf ich mit Deinem Vater reden?"

„Wenn Du willst," antwortete sie mit wonnevollem Lächeln, und nie in meinem Leben empfand ich eine solche Genugthuung, wie bei dem Anblicke des Glückes und der Beruhigung, die ich jenem lieben Mädchen gewährt hatte.

Der alte Professer war bereit, in Alles zu willigen, was wir wünschen mochten. Er war jetzt völlig der Sklave ihres Willens; aber die Trauung konnte an dem Tage nicht stattfinden, denn es waren noch einige Förmlichkeiten zu beseitigen und einige Anord=

nungen zu treffen. Sie wurde aber auf den folgenden Abend bestimmt, und als Louise an ihrem Hochzeitstage erwachte, schickte sie das Mädchen, um mir zu sagen, daß sie sich viel besser fühle.

Sie wußte, welches Glück mir diese Nachricht verursachen werde, und ich war bald an ihrer Seite, um sie mit eigenen Augen bestätigt zu sehen.

Sie befand sich besser. Sie sah besser aus. Sie hatte wohl geruht und war im Stande, eine Stunde früher aufzustehen, als sonst. Die täuschende Lügnerin Hoffnung flüsterte uns Beiden, glaube ich, falsche Verheißungen in die Ohren, und während jenes Nachmittages vergingen die Stunden heiterer, als seit manchen Tagen.

Um acht Uhr kam der protestantische Prediger und mit ihm ein Notar. Der Arzt war, außer Louise, ihrem Vater und mir, die einzige gegenwärtige Person. Die unwiderruflichen Worte waren bald ausgesprochen, der Kontrakt unterzeichnet und der Ring an ihrem Finger; als ich ihn aber an denselben steckte, bemächtigte sich ein kaltes und trauriges Gefühl meines Herzens. Er war zuerst ziemlich eng gewesen, als ich ihn gekauft hatte, und jetzt war er sehr weit geworden. Wir waren sogar genöthigt, am folgenden Tage ein wenig Seide darum zu wickeln, damit er nicht herunter fallen möge.

Drei Tage lang schien das Glück alle die Wir-

kung hervorzubringen, die ich demselben in meinen glänzendsten Phantasien zugeschrieben hatte. Louise befand sich offenbar besser, sah so glücklich und heiter aus und ging mit so viel leichterem Schritte an meinem Arme im Gange auf und ab, daß selbst der alte Professor unsere Hoffnungen theilte und von künftigen Tagen zu reden begann.

Die Arznei verlor bald ihre Macht über den unbesiegbaren Feind. Wir waren gerade sechs Tage verheirathet, und während der letzten drei war Louise wieder schwächer geworden. Der sechste Tag war ein warmer und sonniger. Das Licht schien heiter in unser Zimmer und sie sprach mit mir von dem lieblichen Anblick des Sommers, und ich mußte das Fenster öffnen, um die milde Luft hereinzulassen.

Eines von den Zimmern in dem Hause des alten Professors gewährte die Aussicht auf den mit Bäumen bepflanzten Wall. Es war ein großes selten benutztes Zimmer, aber Louise bat mich, dorthin zu gehen und die Fenster zu öffnen, ehe sie aufstand, indem sie sagte, sie wünsche dort zu sitzen und die grünen Blätter anzusehen.

Ihr Vater kam herein, ehe man sie angekleidet hatte, und als sie bereit war, führten wir sie aus ihrem Zimmer in jenen Salon. Ich hatte einen Lehnsessel in der Nähe des Fensters für sie hingestellt und sie näherte sich demselben matt und setzte sich darauf

nieder. Die Luft war sehr lieblich — ein klarer, schimmernder Sonnenschein erhellte das Laub — der Himmel war so blau wie ihre Augen, und sie sah die Scene eine kurze Zeit mit tiefem Sinnen an. Dann blickte sie zu meinem Gesichte auf, als ich neben ihr stand, legte ihre Hand in die meine und sagte:

„Sehr schön!“

Dies waren ihre letzten Worte. Im nächsten Augenblick zeigte sich ein seltsamer, leerer Ausdruck in jenen tiefen gedankenvollen Augen — ein leichter Schauder überlief sie — sie lehnte sich schwerer an mich an und ich hatte gerade noch Zeit, an ihrer Seite niederzuknien und ihren Kopf auf meine Schulter zu legen. Ich fühlte, wie ein matter Hauch meine Wange fächelte — und Louise war nicht mehr!

Ende des ersten Bandes.

Druck der C. Schumannschen Buchdruckerei in Schneeberg.

ter,
der
fah
an.
ate=
nd

nieder. Die Luft war sehr lieblich — ein klarer, schimmernder Sonnenschein erhellte das Laub — der Himmel war so blau wie ihre Augen, und sie sah die Scene eine kurze Zeit mit tiefem Sinnen an. Dann blickte sie zu meinem Gesichte auf, als ich neben ihr stand, legte ihre Hand in die meine und sagte:

„Sehr schön!"

Dies waren ihre letzten Worte. Im nächsten Augenblick zeigte sich ein seltsamer, leerer Ausdruck in jenen tiefen gedankenvollen Augen — ein leichter Schauder überlief sie — sie lehnte sich schwerer an mich an und ich hatte gerade noch Zeit, an ihrer Seite niederzuknien und ihren Kopf auf meine Schulter zu legen. Ich fühlte, wie ein matter Hauch meine Wange fächelte — und Louise war nicht mehr!

Ende des ersten Bandes.

Druck der C. Schumannschen Buchdruckerei in Schneeberg.